

Der hl. Leopold

von

Richard v. Kralik

Sammlung illustrierter Heiligenleben


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868



Sammlung
illustrierter Heiligenleben.

Sammlung
illustrierter Heiligenleben.

III.

Der hl. Leopold, Markgraf von Österreich,

von

Dr. Richard von Kralik.



Kempten und München.
Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung.
1904.



E. v. Steinle pinx.

St. Leopold.

Markg…

Dr. Richar…

Mit 1 Kunstbeilag…



…lag der Jos. Koesel…
19…4.



Steinle pinx.

Der hl. Leopold,

Markgraf von Österreich,

von

Dr. Richard von Kralik.

Mit 1 Kunstbeilage, 5 Vollbildern und 42 Abbildungen im Text.



Kempten und München.
Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung.
1904.

Imprimatur.

Augustae Vindelicorum, 1. Oct. 1904.

Dr. Goebl,
Vicarius generalis.

M. Steber, Secr.

Inhaltsverzeichnis.

Illustrationsverzeichnis.

Vollbilder.

Bilder im Text.



Der hl. Leopold.





St. Leopold. Agnes, dessen Gemahlin.
Nach den ältesten Glasgemälden im Stifte Klosterneuburg. (XIII. Jahrhundert.)

1. Das österreichische Problem.



Neun Generationen hindurch hat das Geschlecht der Babenberger die deutsche Ostmark beherrscht, anscheinend in immer aufsteigendem Glanz, bis zum jähen Niedergang und Aussterben des Hauses. Aber gerade in der mittelsten, in der fünften Generation, die durch Leopold den ‚Frommen‘ vertreten wird, steigert sich die Lösung der schwierigen Aufgabe, die das Herrscherhaus auf jenem Grenzboden zu erfüllen hatte, bis zur Vollendung, bis zur Vollkommenheit. Das Wirken dieses vielleicht weniger glänzend erscheinenden Babenbergers hat auf die Dauer alles andere um ihn weit überstrahlt. Sein Volk, die Nachwelt, die Kirche hat ihm die dauerndsten Kränze, ewige Kronen gereicht.

Welches war nun die eigentümliche, von den andern Nationen, auch von den andern deutschen Stämmen nicht immer gewürdigte Aufgabe eines Lenkers jener Ostmark? Von jeher war hier am Völkertor der Donau und der Alpen ein Grenzgebiet, ein Markland gewesen, Nord, Süd, Ost und West verbindend wie trennend. Als zu Beginn unserer Zeitrechnung römische Geschichtschreibung ihr Licht zuerst hereinstrahlen läßt, umlagern Noriker, Markomannen, Boier, Pannonier die Mark und suchen vergebens eine Ausgleichung. So vergeht auch das Reich des Marobod. So bleibt unter Kaiser Markus Aurelius das Problem zwischen Quaden und Römern ungelöst. Das Christentum, das später und zwar gerade unter Leopold mit besonderer Klarheit die Lösung bringen sollte, schickt vorerst in der Zeit Diokletians seine Blutzeugen voraus, die als Vorkämpfer und Opfer fallen müssen: so die überzeugungstreuen Bildhauer von Sirmium, die ‚Vier Gekrönten‘, so den Krieger Florianus, in Niederösterreich zu Zeiselmauer seßhaft, bei Lorch in die Enns gestürzt; so den Bischof Victorinus von Pettau, den ersten abendländischen ‚Doctor ecclesiae‘; so den Bischof Quirinus von Siscia, besungen von Prudentius; so die nur später beglaubigten Bekenner Maximilianus in Celeia (Cilli), Pelagius in Aemona (Laibach). In der fried-

licheren Zeit nach Constantin entstammen dem reichen Pannonien der heilige Kriegsmann Martinus und der gelehrte Hieronymus. Jener findet aber sein Ziel in Tours, dieser im Orient oder vielmehr im ganzen christlichen Erdkreis.

Vor der Befestigung neuer Verhältnisse mußte Österreich erst noch der klassische Boden der Völkerwanderungen werden. Vandalen zogen aus Dacien herüber, um endlich erst in Afrika Ruhe und Untergang zu finden. Die Quaden rücken darauf über die Donau, zerstören Carnuntum und verschwinden ihrerseits. Die Westgoten rücken mit Alarich und Radagais über die Alpen von Norikum nach Italien, mit Ataulf aus Oberpannonien nach Gallien. Nun begründet Attila sein Hunnenreich mit wesentlichem Einschlag germanischen Blutes und römischer Kultur und dehnt es wenigstens im Norden der Donau bis Burgund aus. Die ihm untergebenen oder verbündeten Ostgoten erben nach seinem plötzlichen Tod sein Reich bis nach Wien (Vindomina). Sie bringen, wenn auch als Arianer, die Bibelübersetzung des Ulfila mit.

Da kommt, auch aus dem Osten, der heilige Severinus und vermittelt zuerst zwischen den ermattenden Römern und den vordrängenden Alamannen, Sueben, Herulern, Rugen, Ostgoten. Von seiner Zelle aus zieht Odovakar nach Italien und kehrt zurück, den Frevel am Erbe des Heiligen zu rächen. Ein Stärkerer, der Ostgote Theodorich, der Dietrich von Bern der Sage, kommt über ihn, verlegt aber den Schwerpunkt seines großen Reichs jenseits der Alpen. Das erleichtert wieder den Nachschub eines neuen Germanenvolks, der Langobarden, die aus dem Norden an die Donau und von da nach Italien rücken. Awaren, Slawen und die aus den Markomannen hervorgegangenen Bayern drängen nach.

Diesen noch heidnischen Bayern, dem Kern der zukünftigen Mark, bringt der heilige Ruprecht von Worms zu Ende des 7. Jahrhunderts das Christentum, erhebt das alte Juvavum (Salzburg) aus den Ruinen, gründet Klostergemeinden, fährt die Donau hinab bis zu den Awaren, predigt in Lorch. Er und seine Nichte Arindrud (Erntrud) sind der österreichischen Überlieferung und Sage lebendig geblieben. Sein Werk wird kurz darauf vom heiligen Emmeram (Heimraban) in Regensburg befestigt, sowie von Corbinian, dem Gründer des Freisinger Bistums. Und der Angelsachse Winfried (Bonifazius) unternimmt die Eingliederung der bayrischen Bistümer in den gesamtdeutschen Metropolitanverband (739). Bald darauf zieht der Ire Virgilius her. Von Monte Cassino aus besiedeln die Benediktiner Mondsee (748). Herzog Thassilo II. gründet Kremsmünster (777) und Innichen, um Christentum und Kultur auch fern von den Mittelpunkten des Reiches zu verbreiten, besonders unter den an diesen Orten bis tief ins Mittelalter nachzuweisenden Slawen.

Thassilo mußte den Fehler und das Verbrechen, die bayrische Unabhängigkeit dem Frankenreich gegenüber durch ein Bündnis mit den Awaren erhalten zu wollen, mit seinem Fall büßen (788). Neue Bildung verbreitet sich nun vom Hofe Karls des Großen, eine Renaissance der Antike mit christlichem Gehalt. Neue deutsche Ansiedler ergänzen die Lücken in den zum Teil verödeten Marken; der Handelszug dahin wird geregelt. Nach der Besiegung der Awaren wird Bayern und die Ostmark der starken Hand des Schwaben Gerold, des Schwagers Karls, des frommen Bannerträgers, übergeben. Aber er sowohl wie sein Nachfolger Gotram fallen gegen die Awaren.

Ludwig der Deutsche hatte die Mark seinem Sohne Karlmann anvertraut (856), aber nur Undank geerntet. Die Bulgaren, die Mährer konnten neue Grenzstaaten aufstellen, letztere unter Swatopluk mit um so mehr Erfolg, als dieser seine Schöpfung durch die Tätigkeit der Slawenapostel Methodios und Kyrillos stärkte (863). König Arnulf, der Kärntner, konnte sich des bedrohlichen großmährischen Reichs nur durch die Hilfe der eben neu auftretenden Ungarn erwehren. Aber auch die Tschechen vereinigten sich mit den Deutschen, und die Polen taten das Ihre zum Sturze der Mährer.

So erscheinen also, von den Bulgaren und den Petschenegen vorwärts gedrängt, die Ungarn, besetzen zerstörend Pannonien und dringen plündernd in die Ostmark ein (900). Sie werden wohl zurückgeschlagen; zur Abwehr wird oberhalb der alten Römerstadt Lauriacum (Lorch) die Ennsburg an Stelle der heutigen Stadt Enns erbaut und dem Kloster St. Florian zur Hut übergeben. Innere Zwistigkeiten am Hofe Ludwigs des Kindes erleichterten den Erfolg der Ungarn. Es waren die Babenberger und die Konradiner, die zwei mächtigsten Geschlechter Frankens, die in Fehde standen. Von 902 bis 906 währte der Kampf. Da wurde Graf Adalbert als Opfer seiner überlegenen Gegner enthauptet, er, ein Sohn jenes Grafen Heinrich, der 886 vor Paris gegen die Normannen fiel, der berühmte Sprößling jenes Geschlechts, das sich nach der Burg Babenberg bei Bamberg nannte.

Das tragische Geschick dieses Babenbergers wurde, wie die Chronisten erzählen, noch lange auf Kreuzwegen und Malstätten vor dem Volke gesungen mit der anekdotischen Wendung, der Erzbischof Hatto von Mainz habe durch arge List den biederen Grafen übertölpelt. Er habe ihm zugeschworen, ihn heil in seine Burg zurückzubringen. So kehrte er also, kaum vors Tor gelangt, zu einem Imbiß zurück, überantwortete ihn aber nach dem zweiten Ausritt den Gegnern[1]).

Der Niedergang der Karolingermacht hatte außer diesen inneren Unordnungen auch die Festsetzung der Ungarn an der Grenze des Reichs ermöglicht. Erst Heinrich I. der Sachse schaffte Ordnung; Otto der Große vollendete die Wiedereingliederung Bayerns unter die mächtige Königsgewalt, und sein Bruder Heinrich errang als Herzog von Bayern entscheidende Siege über die Ungarn, die von der gleichzeitigen Dichterin Hrotsuitha besungen wurden. Ein Bündnis aufrührerischer Fürsten mit den Ungarn rief die Rache über beide Teile herab. Der Sieg über die Ungarn auf dem Lechfeld bei Augsburg (955) mit Hilfe der lehenspflichtigen Böhmen beendigte für immer ihre wilden Beutezüge. Der heilige Bischof Udalrich hatte die unbefestigte Stadt Augsburg gerettet. In der neu errichteten Ostmark, die sich wieder bis über die Wachau und an die Traisen ausdehnte, ward ein bayrischer Markgraf Burchard eingesetzt.

Aber Kaiser Otto II. mußte eine neue Empörung in Bayern niederschlagen, der sich auch die Böhmen und Polen angeschlossen hatten; vielleicht war auch jener Burchard darein verwickelt. Da galt es, die Marken den erprobtesten Händen anzuvertrauen. Zwei Brüder hatten sich in den letzten Kämpfen besonders bewährt: Berchtold und Liutpold. Sie galten nach der Überlieferung für Nachkommen jenes sagenberühmten Adalbert von Babenberg, des ‚Enthaupteten‘; ihre Heimat war nach neueren Forschungen vielleicht das Schwabenland. Jedenfalls überkamen sie die Burg Babenberg, und darum nennt die Geschichte ihr so be-

rühmt gewordenes Geschlecht das der Babenberger. Berchtold, der Graf des Nordgaus, erhielt die Mark gegen Böhmen, Liutpold, der Graf im Donaugau oder Traungau, erhielt die bayrische Ostmark (976).

2. Die Vorfahren Leopolds 976—1075.

Erst dadurch, daß ein Haus Generationen lang die Markwacht zu besorgen hatte, konnte eine Lösung des verwickelten Völker- und Staatenproblems angebahnt werden, das sich eben in beängstigender Hast vor uns aufgerollt hat. Die Einleitung dieser Tätigkeit haben wir nun kurz zu verfolgen. Es gelang Liutpold I., dem ‚Erlauchten‘, bald, wie es scheint, seine Mark bis zum Wiener Wald zu erweitern, indem er den Ungarn die Burg Melk entriß. Oder vielleicht hatte sie bereits Burchard im Besitz; dann gehört Liutpold doch das Verdienst, dort ein Stift für zwölf Weltgeistliche, eine Pflanzstätte der Kultur errichtet zu haben. Er selber residierte, wie es scheint, in Bechlarn. Was sein Schwert errang und schützte, das befestigte sogleich die Kulturarbeit zweier hervorragender Männer der Kirche. Das war der hl. Wolfgang von Regensburg, der Kolonisator der Mark, der auf der Reise nach Bechlarn zu Pupping in Oberösterreich starb (994). Das war ferner der Bischof Piligrim von Passau, der Organisator der Mark und ihr Lehrer. Ihm wurde die nun nicht mehr gefährdete Ennsburg übergeben, nahe beim alten Lorch, von dessen früherer Größe er als Freund des Altertums phantastische Vorstellungen hatte. Sein Bestreben war, an den alten Besitzstand der Deutschen zur Karolingerzeit anzuknüpfen, entweder durch lebende Zeugen oder, wo diese fehlten, durch selbstverfertigte Urkunden. Sein bekanntestes Verdienst aber ist es, daß er seinen Zivilisationszwecken ähnlich wie einst Lykurg, Solon, Pisistratus bei den Griechen, die Poesie, die alte nationale Heldensage dienstbar machte. Noch waren bei den Bayern und in der Mark die Lieder von Etzel, Kriemhild, von Dietrich, Rüdeger, Gunther und Hagen lebendig. Er ließ diese durch seinen Schreiber oder Kanzler Konrad sammeln und in ein lateinisches Epos umschmelzen, ebenso wie das ziemlich gleichzeitig Ekkehard in St. Gallen mit dem Walthariusliede getan hat. Aber Piligrims Arbeit verfolgte einen bestimmten aktuellen Zweck. Die Verhältnisse der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit wurden mit dem alten Stoff verbunden. Die Heldentaten der Alten sollten zu den neuen Aufgaben anfeuern, wie umgekehrt der alte Kulturschatz durch den nationalen Aufschwung mit emporgehoben werden sollte. So gab Piligrim dem neuen Herrschergeschlecht in diesem erneuerten Nibelungenlied einen kostbaren Hort mit, der die Grundlage einer großen Entwicklung wurde, fast ebenso, wie die homerischen Gedichte für die Griechen. Es ist die Schuld späterer Zeiten, wenn diese Entwicklung besonders vom 16. Jahrhundert an gestört wurde.

Dieselben Sänger, die den Kolonisten die Sagen von den Nibelungen vorsangen, werden auch jene Herkunftsage der Babenberger ausgebildet haben, wonach Liutpold die Mark zum Lohne für die einstmalige Rettung des Kaisers auf der Bärenjagd erhalten haben soll. In Piligrims letzter Zeit wird auch zuerst die sagenreiche Burg Steier, Stiraburg, erwähnt, von der sich später die Markgrafen von Steier nannten.

Die zweite Generation der Babenberger umfaßt die beiden aufeinanderfolgenden Regierungen der Brüder Heinrichs I. (994—1018) und Adalberts I. des ‚Siegreichen‘ (1018—1055). Sie zogen den Nutzen von der Christianisierung Ungarns als Zeitgenossen des ersten ganz christlichen und heiligen Ungarkönigs Stephan (995—1038), der mit Gisela, der Schwester Kaiser Heinrichs, vermählt war, ebenfalls eines Heiligen. Ein dritter Bruder Ernst gewinnt durch Heirat das Herzogtum Schwaben; nach seinem frühen Tod wächst sein Sohn Ernst unter Vormundschaft seiner Mutter, die in zweiter Ehe mit dem späteren Kaiser Konrad II. verehelicht ist, einem von der Volkspoesie verherrlichten traurigen Schicksal entgegen. Er ist der ‚Herzog Ernst‘ der Sage († 1030). Der jüngste Bruder jener zweiten Generation ist Poppo, der als Erzbischof von Trier noch ins heilige Land reist, dort drei Jahre bleibt und sogar bis Bagdad (Babylon) gekommen sein soll. In jener Zeit wurde ein anderer einsamer britischer Palästinapilger, der hl. Koloman, von den Bauern Stockeraus in falschem Verdacht als Spion aufgeknüpft (1014). Markgraf Heinrich, der in Melk residierte, ließ wenigstens dem Toten alle Ehre erweisen. Sonst hat er sich durch treue Kriegsdienste in Feldzügen des Reichs gegen die Polen ausgezeichnet und auch die östlichen Abhänge des Wiener Waldes gegen Ungarn zu besetzt. Zu seines Bruders Adalbert Zeit zog Kaiser Konrad ohne Erfolg gegen Ungarn; ja, die nachrückenden Feinde besetzten das damals aus langem Dunkel wieder auftauchende Vienna, Wien (1030). Aber doch sind die Ungarn schon deutscher Kolonisation, deutscher Bildung offen. Markgraf Adalbert hat die Schwester des Königs Peter zur Frau, und dieser ist ein Sohn der Schwester Stephans des Heiligen, die mit dem Dogen Otto Urseoli von Venedig vermählt war. Kaiser Heinrich III. konnte bald darauf Adalberts tapferen Sohn Liutpold mit der ‚Neumark‘ belehnen, mit dem aufs neue den Ungarn abgerungenen Gebiete bis zur Leitha. Ein Sieg im Jahre 1044 brachte sogar die goldene Königslanze in des Kaisers Gewalt. Er sandte sie nach Rom und erregte so die Meinung, als ob er damit die errungene Lehenshoheit symbolisch dem päpstlichen Stuhle abtreten wolle. Kurz vorher war auch Böhmen wieder ein Lehen des Reiches geworden, womit freilich die freundliche Gesinnung den eingesessenen Deutschen gegenüber nicht für alle Zeit gesichert war. Adalbert, der in Tuln residierte, kann als der eigentliche Gründer des nunmehr stets so genannten ‚Österreich‘ gelten. Als solchen faßte ihn wenigstens sein Urenkel Otto von Freising und der Reimchronist Jans Enikel auf:



St. Leopold.
Detail nach dem Bild von der Glastafel im Stift Klosterneuburg. (1/2 Originalgröße.)

Der erst Vogt in Osterland
Derselb was Albreht genannt.

Und er fährt dann fort:

Darnach sein Sohn gewaltig ward,
Der Gut nicht vor Ehren spart;
Der Markgraf Ernst, so hieß er,
Und war ein Degen mit dem Speer.
Ein Heer er zusammenbracht,
Als seine Mannheit hätt gedacht.
Da fuhr er in der Sachsen Land,
Ein Heer er gegen ihm reiten fand.
Zahi! wie frümmiglich er da facht
Bei dem Tage vor der Nacht!
Doch ward er zu jüngst da erschlagen,
Des muß man ihn noch heute klagen.

Markgraf Ernst der Strenge (1055—1075) gehört also der dritten Generation der österreichischen Babenberger an; er ist der Großvater des heiligen Leopold. Ungarn sucht in dieser Zeit die Annäherung an Deutschland, und nach manchen Schwierigkeiten wird König Salomons Ehe mit Judith, der Schwester Kaiser Heinrichs IV., vollzogen (1063). Erst kommt es allerdings noch einmal im Jahre 1060 zu einer unglücklichen Heldentat deutscher Ritter, die gar sehr an den Verzweiflungskampf der Nibelungen erinnert, aus jenem Sagenlied, das seit Piligrims Erneuerung gewiß in aller Gedächtnis war. Die darauf folgenden friedlicheren Zustände eröffnen zahlreichen Pilgern den Weg durch Ungarn ins heilige Land. Als man im Jahre 1065 den Untergang der Welt erwartete, aus keinem andern Grund, als weil Ostern damals auf den 27. März fiel, den Tag, den man für den wirklichen Auferstehungstag Christi hielt, da zog eine vornehme Reisegesellschaft deutscher und normannischer Fürsten mit einem Troß von 7000 Pilgern in Prunk und Pracht die Donau hinab, um das Weltgericht im Tale Josaphat selber zu erwarten. Darunter befand sich auch jener Erzbischof Siegfried von Mainz, von dem wir anderseits wissen, daß er sich für Amalung, Attila und andere Gestalten der deutschen Heldensage mehr interessierte als für Augustinus und Gregorius. Der religiöse Aufschwung zeitigte damals des Bambergers Ezzo deutsches Gedicht über die Wunder Christi, ein Werk von großer Bedeutung für die Entwicklung der Literatur in der Ostmark; er zeitigte überhaupt die mittelhochdeutsche Literatur, die eben damals beginnt. In jene Zeit fällt Willirams hohes Lied und die reiche schriftstellerische Tätigkeit des Regensburgers Otloh. Es ist die Zeit der strengen Reformen auf praktisch-kirchlichem Gebiet, die Zeit Hildebrands und Petrus Damianis. Bischof Altmann von Passau reformiert das alte Kloster St. Florian 1071, indem er die verheirateten Priester verjagt; das gleiche geschieht in Kremsmünster und St. Pölten. Vergebens suchen hier die Vertriebenen mit bewaffneter Hand zurückzukehren. Darauf gründet Altmann das Kloster Göttweig und baut dort eine Kirche zu Ehren der heiligen Erintrud, der Nichte des hl. Ruprecht, indem er so an alte Traditionen anknüpft. Aber auch Erzbischof Gebhard von Salzburg, der Stifter des Klosters Admont, muß, vom Papste scharf ermahnt, die unwillig aufgenommenen Cölibatsgesetze in

seiner Diözese trotz aller Schwierigkeit durchführen. Nicht nur die Kirchenreform, der Investiturstreit, auch andere Streitfragen entzweiten Papst und Kaiser. Gregor VII. tadelte den Ungarkönig Salomon, daß er sein Land, das doch seit Heinrich III. ein päpstliches Lehen sei, dem Reiche unterworfen habe. In diesem Streite stand Markgraf Ernst wenigstens politisch auf seiten des Kaisers und fiel auch in dessen Dienst gegen die Sachsen. Ihm folgte sein Sohn Liutpold II.

3. Das kirchliche Problem 1075—1082.

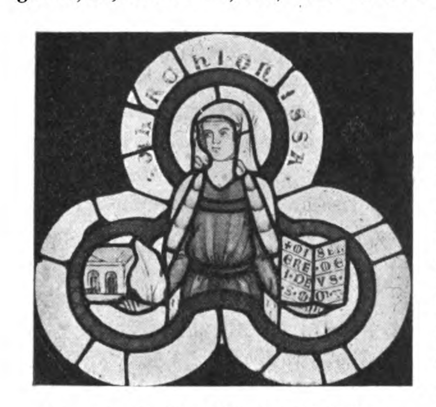
Markgraf Liutpold II. der Schöne (1075—1096) ist nicht bloß als Vater unseres Helden für uns wichtig; seine Regierung, während welcher der junge Leopold heranwuchs, muß auch deshalb eingehender betrachtet werden, da sie schon durchaus von den politisch-religiösen Problemen beherrscht ist, die jene ganze Zeit im tiefsten aufgewühlt haben, und die sein Sohn, der heilige Leopold, wenigstens für sein Land und seine Epoche zur glücklichsten Lösung gefördert hat.

Diese Probleme wurden eben damals von Papst Gregor VII. 1073—1085 in den zwölf bewegten Jahren seines Pontifikats rücksichtslos der Welt entgegengestellt. Es wäre aber eine falsche Auffassung, wenn man ihm die Erfindung jener Grundsätze von der Reinheit, von der Einheit, von der Unabhängigkeit, von der maßgebenden Herrschaft der Kirche zuschriebe. Sie sind so alt wie das Christentum oder vielmehr älter. Nun aber kam erst die Zeit, das zu formulieren, was lange nur als innere Forderung gehegt worden war. Das theokratische Prinzip war schon in der jüdischen Geschichte anerkannt worden; es lag ja der mosaischen Gesetzgebung, es lag dem ganzen Wirken aller Richter und besonders der Propheten zu Grunde. Es war aber auch bei allen alten heidnischen Völkern durchaus unangefochten herrschend. Der eigentliche König des griechischen Volks und seiner ganzen weiten Kultursphäre war der Apollo von Delphi und seine Priesterschaft. Die älteste und grundlegende Urkunde der Griechen, die Ilias, dreht sich ganz ‚klerikal' um die angegriffene Autorität eines Priesters des Apollo. Das staatliche Leben war trotz des entwickelten politischen Sinnes durchaus vom religiösen Leben überwogen und bedingt. Das gilt nicht minder von den Römern; bei ihnen herrschten die sibyllinischen Bücher und ihre Ausleger; bei allen Volksversammlungen und staatlichen Handlungen war der Ausspruch des Pontifex, des Haruspex der ausschlaggebende. Und dasselbe gilt auch vom deutschen Heidentum. Nicht strategische, nicht politische Erwägungen, sondern rein religiöse beherrschten



St. Leopold, die Modelle zweier Kirchen haltend.
Alte Zeichnung nach einem zerstörten Glasgemälde (XIII. Jahrh.) im Stift Klosterneuburg.

das altgermanische Kriegsleben, bestimmten z. B. den gewiß möglichst rücksichtslosen Haudegen Ariovist, eine Schlacht zu schlagen oder aufzuschieben. Und schließlich war es bei den Germanen die Erkenntnis, daß das Christentum und dessen feste kirchliche Verfassung auch an politischem Machtberuf weitaus alles andere übertraf, was sie wesentlich mit bewog, sich lieber von den christlichen Priestern, Mönchen und Bischöfen, vom Papste leiten zu lassen als von ihren Alraunen. Der Stifter des Christentums war allerdings der Politik so stark als möglich ausgewichen; aber er hatte, wo es not tat, sich nicht gescheut, zur rechten Zeit dem Pilatus das Wort entgegenzuhalten, daß alle weltliche Macht ihr Recht einzig von oben, von Gott, von den Mächten des Geistes, des Glaubens ableite. Seine eigene Kirche (Ekklesia = Volksversammlung) erklärte er trotz ihrer Geistigkeit als das Unbedingtere, als das einzig Maßgebende in beiden Welten, in der geistigen wie in der sinnlichen Welt. Diese geistige Herrschaft kann und soll freilich der Welt nicht gegen ihren Willen aufgezwungen werden. Die Märtyrer begnügten sich, davon mit ihrem Leben zu zeugen. Die siegreiche Kirche hat einen Konstantin, einen Karl, einen Otto auch nur insoweit beherrschen und beeinflussen können und wollen, als die Erkenntnis jener großen Herrscher und ihrer ganzen Zeit in Bezug auf die Heilsamkeit einer solchen Herrschaft reichte. Zu den Zeiten jener Männer waren die Prinzipien dieser rein geistigen Herrschaft noch lange nicht so weit durchgedacht und der Civilisation assimiliert, als daß man es hätte versuchen können, sie in ihrer ganzen Reinheit zu verwirklichen. Das war der Grund, warum die Kirche im herrschenden Feudalsystem jene Zwitterstellung einnahm, die gleichsam noch ein letzter heidnischer Nachklang ist. Durch den Geist unbedingt herrschend, hängt sie doch an der Knechteskette des Gutes, des Feudum, des Lehens, des Staatsamts.



Agnes, die Gemahlin des hl. Leopold. Glasgemälde aus dem XIII. Jahrhundert im Stift Klosterneuburg.

Nun begann man aber gerade in jener Zeit den Geist des Christentums in so klarer und unbedingter Weise und mit einer solchen Energie des Gedankens zu fassen, wie es bisher noch nie geschehen war. Der ‚Logos‘, das ‚Wort‘, begann sich endlich durch alle Schranken der Endlichkeit durchzuringen. Das war die großartige Leistung der christlichen Philosophie, der Scholastik. Sie hat aus der Kirchenlehre ein in sich gefestigtes, von der Vernunft durchleuchtetes, auf der Logik begründetes Lehrgebäude von notwendiger Konsequenz gemacht. Die universalen geistigen Ansprüche der Kirche waren von nun an klar und einleuchtend. Sie drängten zur Vorherrschaft und Alleinherrschaft. Sie standen nicht mehr wie etwas Irrationelles, wie etwas Unberechenbares der Welt gegenüber, sie hatten die Welt völlig überwunden. Von Papst Sylvester II. († 1003) ging die Scholastik aus; sie geht über auf seinen Schüler Fulbert, den ‚Sokrates der Franken‘ († 1029), auf Berengar, den Freund Hildebrands († 1088), nicht ohne auch auf Abwege zu kommen, weiter auf Wilhelm von Hirschau, der auch zuerst von den Arabern

Kenntnis nahm, und sie gipfelt vorläufig in Anselm, der als Erzbischof von Canterbury 1109 starb. Man kann die Bedeutung der Scholastik für das mittelalterliche Geistesleben nicht stark genug hervorheben. Das, was man vom Einfluß der sokratischen Schule im Altertum, von dem der platonischen Akademie, des aristotelischen Lykeions, der Stoa u. s. w. rühmt und schwärmt, das wird hier weit übertroffen. Denn im Altertum kamen diese gegen den Strom des antiken Lebens gerichteten Bewegungen in stillen, toten Winkeln der Kulturentwicklung zur vorläufigen Ruhe; im Mittelalter aber beschleunigten sie den Gang des Fortschrittes. Es war ein Schwelgen in einer gleichsam erst wieder neuentdeckten Welt der Begriffe und Ideen. Dies hat nur eine bescheidene Analogie an der dialektischen Schwelgerei des Platonismus und an der Begeisterung, mit der das christliche Altertum im Orient die Formulierung der Dogmen gleichsam als eine Volksangelegenheit mitmachte. Erst beide Erscheinungen zusammengenommen lassen das Hochgefühl der scholastischen Zeit ahnen. Dialektik und Dogma, Vernunft und Glaube hatten sich ja in bisher ungeahnter Weise vereinigt und gegenseitig durchleuchtet. Die Vernunft war als die Sonne des Glaubens entdeckt. Nun erst ‚besaß' man den Glauben. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Auffindung Amerikas, die Entdeckungen des Kopernikus und Galilei haben weitaus nicht so siegreich und so eingreifend gewirkt. Und all das gilt trotz der Fehlgriffe der Scholastik, trotz der unberechtigten Überhebungen der Vernunft, ja vielleicht gerade deshalb. Als konservatives Korrektiv der rücksichtslosesten Spekulation und Neuerungssucht stand ja immer die Orientierung an der Überlieferung, an der Autorität zu Gebote. Aus dem kräftigen Gegenspiel beider Prinzipien entstand jenes höchstgesteigerte kirchliche Leben. Auch wir können heute nichts stärker für uns wünschen als die schärfste Auswirkung beider Pole des Geisteslebens: kühnste Forschung, sicherste Autorität.

Die Hauptlehre dieser Scholastik von der höheren Realität des Geistigen, der Ideen, der Allgemeinbegriffe mußte auch zur Lehre von der Übergewalt der Kirche über den Staat führen. Und es ist wichtig, zu bestätigen, daß in der Tat eine solche philosophisch-theologische Weltanschauung mit den praktisch reformatorischen Bestrebungen zusammenhing, wie sie sich seit dem 10. Jahrhundert im Kloster Cluny geltend machten, und wie sie dann von den großen deutschen Kaisern, so zuletzt von Heinrich III. mit allem Ernst übernommen wurden. Otto von Cluny gehört zu den Vorläufern dieses Platonismus. Von Cluny gingen die Reformideen Hildebrands aus, die er mit dem Kaiser und, als dieser seine Sendung nicht verstand, gegen ihn durchsetzen wollte. Er wollte, als er an die Spitze der Christenheit gestellt ward, als Papst Gregor VII. ganz einfach ernst machen mit dem, was den Gutgesinnten und Wohlbelehrten der Zeit als selbstverständlich gelten mußte. Er hatte im zweiten Jahre seines Pontifikats die alten Kirchengesetze gegen Simonie und Priesterehe eingeschärft. Damit hatte er sich fast die ganze Welt zur Feindin gemacht. Er schreibt an seinen Freund, den Abt Hugo von Cluny, daß er mit Schmerz kaum einen gesetzlich ernannten und lebenden Bischof, gar keinen pflichtgemäßen, weltlichen Fürsten finde; die Italiener seien gar noch fast schlechter als die Juden und Heiden. Da ist es denn kein Wunder, daß eine Wormser Synode unter dem Drucke Heinrichs IV. die Absetzung des reformatorischen Papstes aussprach (1076). Die kirchlich gesinnten Bischöfe

des Ostlandes, Gebhard von Salzburg und Altmann von Passau, hatten sich von jener Synode ferngehalten. Als gleich darauf Gregor VII. als Antwort auf den Schimpf den König in den Bann tat und seine Untertanen vom Treueid entband, da zeigte sich seine Macht sogleich als die stärkere. Altmann verkündigte den Bann in seiner Kathedrale, freilich unter der Opposition einer Gegenpartei und dem Widerspruch des Dompropstes Egilbert. Er hatte eben so wüste Szenen bei der Promulgation der Cölibatsgesetze erfahren müssen.



St. Leopold, Markgraf von Österreich.
Glasgemälde aus dem Ende des XIII. Jahrh. im Stift Heiligenkreuz.

Wie stellte sich nun aber Markgraf Liutpold? Er hatte die Wahl, sich den unzufriedenen Fürsten unter Führung des Herzogs Welf von Bayern anzuschließen, oder dem König. Er tat einstweilen das letztere und heimste den Dank in einer ausgiebigen Landschenkung des Königs ein. Indessen vertrat Altmann auf dem Fürstentag zu Tribur 1076 als Legat den Papst. Die Beschlüsse der Fürsten zwangen den König, die Lossprechung und Verzeihung vom Papste dringend nachzusuchen, wenn er nicht alles verlieren wollte. Der haltlose Herrscher demütigte sich in Canossa, um sogleich durch eine neue leidenschaftliche Empörung sich selbst zu widersprechen (1077). Aber

obwohl nun ein Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, erwählt wurde, obwohl im Ostland Gebhard, Altmann und der mächtige Graf Ekkebert von Formbach und Pütten dem Könige trotzten, der Markgraf blieb treu und erschien auf dem Hoftag zu Nürnberg in des Königs Gefolge. Gebhard weigerte sich, mit dem Könige sich auszusöhnen, solang dieser nicht alle Kirchengüter zurückgestellt habe; er mußte aber nach Schwaben fliehen, der Formbacher nach Ungarn.

Nun aber ereignet sich etwas Geheimnisvolles. Im Jahre 1078 hat sich der Markgraf vom König losgesagt, ohne daß wir den Grund erfahren und ahnen können. Ein Chronist erwähnt nur, daß Liutpold von Heinrich ‚ein wenig‘ beleidigt worden sei. Dafür unternimmt nun der König 1079 einen verheerenden Rachezug gegen die Ostmark und das feindliche Ungarn. Er siegt, und Liutpold wird gezwungen, sich wieder der königlichen Partei anzuschließen. Und als die Kunde kommt, der Papst habe, von der Gegenpartei gedrängt, Heinrich aufs neue in den Bann getan (1080), da antwortet der König durch die Wahl eines Gegenpapstes in Brixen. Ihm zum Glück fällt im selben Jahr der Gegenkönig Rudolph im Bürgerkrieg. So wagte es Heinrich, mit einem



Agnes, St. Leopolds Gemahlin.
Glasgemälde aus dem Ende des XIII. Jahrh. im Stift Heiligenkreuz.

großen Heer und in Begleitung seines Gegenpapstes gegen Rom zu ziehen. Fast muß der Papst verzagen und schon um den Kirchenstaat selber bangen.

Da gelingt es denn seinem Bevollmächtigten Altmann, der zugleich eine rege schriftstellerische und diplomatische Tätigkeit entfaltet, den bereits einmal wankenden Markgrafen wieder zu gewinnen. In Tuln sagt sich Liutpold mit Zustimmung seiner Ministerialen durch einen Eidschwur von der Obedienz Heinrichs los (1081), billigt die agitatorische Tätigkeit Altmanns aufs entschiedenste, vertreibt die Anhänger des Königs und verspricht, die Päpstlichen zu schützen. Auch schloß er sich dem neuen Gegenkönig Hermann von Luxemburg an und half ihm im Bunde mit dem Bayernherzog bei der Belagerung von Augsburg.

Als Heinrich in Oberitalien von alledem hörte, urteilte er dem Markgrafen sein Lehen ab und übertrug es an Herzog Wratislaw von Böhmen mit dem Auftrag, sich der Ostmark zu bemächtigen. Dieser Wratislaw hatte auch in jenen verwickelten Zeitläuften eine schwankende Rolle gespielt. Erst hatte er versucht, sich bei den Päpstlichen einzuschmeicheln; dem Bischof Altmann hatte er ein prächtiges Marienbild geschickt, das von Bedeutung für das neugegründete Kloster Göttweig wurde. Vom Papste hatte er die Wiedereinführung der slawischen Liturgie verlangt. Vielleicht aus Unmut über die Abweisung seiner Bitte stellte er sich nun auf die Seite des Königs. Verstärkt durch Hilfsscharen des königstreuen Bischofs Otto von Regensburg fiel er 1082 in die Ostmark ein, besiegte in einer mörderischen Schlacht bei Mauerberg (heute Mailberg) das Heer Liutpolds und verwüstete die Gegend, mußte sich aber bald wieder ohne dauerndere Erfolge zurückziehen.

4. Die Sage über Leopolds Vater.

Den dürftigen und lückenhaften Andeutungen der gleichzeitigen Chroniken über diese Verwicklungen steht ein anderer Bericht gegenüber, der wohl nicht für die politische Geschichte, aber doch für den Geist jener Zeit von Wichtigkeit ist. Ich habe schon auf das Rätselvolle im Verhältnis des Markgrafen zum König hingewiesen. Die Erklärung kann nicht von der Geschichte gegeben werden; nur die Volkssage hat sie versucht. Jans Enikel, der Reimchronist des 13. Jahrhunderts, schiebt hier in seine ziemlich trockene Darstellung einen novellistischen Bericht ein, der offenbar einem älteren Spielmannsgedicht entnommen ist. Er erzählt, daß Liupold der Schöne noch einen Bruder hatte, von dem die Geschichte allerdings auch nichts weiß, und diese beiden Brüder hätten sich in das Land geteilt:

> Der eine da mit Gewalte saß,
> Da er sein Brot fröhlichen aß:
> Zu Pernekk, ich han vernommen,
> Da war der junge Markgraf kommen,
> Der da Albrecht ist genannt;
> Dem dient da dasselbe Land.
> Der andere war in Freuden gut:
> Markgraf Liupolt der hochgemut,
> Der saß auch viel offenbar

Auf einer guten Burg fürwahr,
Die war Gors (Gars) genannt,
Als sie noch heut ist bekannt.
Sie liegt bei einem Wasser schön,
Das hat ein süßes Getön:
Das Wasser ist der Kamp genannt,
Als mannig Mann es fließend fand
Zu Tal in Osterrich,
Das wisset sicherlich.

Da der Markgraf Liupolt
Den Herren gab viel reichen Sold,
Eins Tages, da er fröhlich aß,
Wann er ehrlich zu Tische saß;
Da kam vor ihn ein Spielmann
Und sah den Fürsten alles an,
Weil er hätt viel mannige Tugend.
Der Spielmann prüfte schön seine Jugend,
Denn der war ohne maßen viel.
Da prüft er mit dem Saitenspiel
Dem Fürsten mannig süße Not' (Melodie),
Als ihm seine Kunst das gebot.
Darnach der Fürst dem Spielmann
Machte ein Roß untertan,
Das war wohl dreißig Mark wert.
Darnach gab er ihm ein Schwert
Und Kleider also reiche.
‚Mein Dienst Euch nicht entweiche!‘
Sprach der Spielmann zuhand.
‚Ihr habt mich fröhlich gesandt
Zu dem Kaiser hin zu Rom,
Der soll Euch danken schon.‘

Der Spielmann da von dannen schied,
Seine Reise gegen Rom geriet
Auf des Kaisers Hof fürwahr.
Da sagt er ihm viel offenbar,
Er wär in einem Land gewesen,
Das nimmer mochte besser wesen,
Da säße ein junger Fürst darinnen,
Bereit, Gott und die Welt zu minnen,
Und wär der schöneste Mann,
Den all die Welt leisten kann.
Er sprach: ‚Sein Nam' heißt Liupolt,
Er ist Rittern und schönen Frauen hold.
Ich sah an einer solchen Jugend
Nie so rechte reine Tugend,

Davon gezieret ist sein Leib.
Er hat noch nicht ein ehlich Weib.'
  Da der Kaiser hörte dort
Des höfischen Mannes Wort,
Er dacht: ‚Ich muß ihn wahrlich sehen,
Ob ich seine Tugend möge erspähen.'
Er gebot einen Hof fürwahr
Allen Christenfürsten gar.
Der Markgraf da von Osterrich
Fuhr auch zu Hofe wonniglich.

Nun fährt die Dichtung fort, wie Liupolt von dem Marschalk aus Welschland beherbergt wurde, wie er vor den Kaiser kam, wie er diesem wohl gefiel und auch seiner Tochter. Zu ihr spricht der Kaiser also:

Er sprach: ‚Viel liebes Kind mein,
Ich tät je gar den Willen dein,
Weil ich dir gelobet han,
Ich gäb dir nimmer keinen Mann,
Als der dir gefalle wohl;
Willst du diesen für voll
Nehmen, der hie vor dir staht?
Größere Tugend niemand hat.
Das hab ich wohl von ihm vernommen,
Auf deine Gnad ist er herkommen.
Nun sag mir durch den Willen mein,
Willst du ihm untertänig sein?'
Da sprach die wohlgetane Magd:
‚Dir soll das sein fürwahr gesagt,
Wen du mir willst mit Ehren geben,
Den nehm' ich gar ohne Widerstreben.'
Der Herr gefiel der Maid wohl,
Darum so nahm sie ihn für voll.

Ihr Name wird nicht genannt. Die Geschichte nennt die Mutter Leopolds des Heiligen Ida, Ita oder Itha, verschweigt aber ihr Geschlecht. Da Leopold der Heilige selber eine Tochter Heinrichs IV. zur Gemahlin hatte, haben spätere Biographen, um Itha als Kaisertochter zu retten, sie zur Schwester Heinrichs IV. gemacht oder gar zur Tochter Heinrichs des Heiligen, wie das die Canonisationsurkunden tun. Nun beschreibt das Gedicht die prunkvolle Hochzeit. Das junge Paar zieht nach Österreich, der Kaiser gibt ihnen dreißig Säumer mit Silber, Gold und Kleinoden beladen mit. Liupolt, der wieder zu Gars residiert, ladet nun seinen Bruder Albrecht ein, ihn zu besuchen. Er kommt, als Liupolt eben auf der Jagd ist. Die schöne Schwägerin, die ihn gastfreundlich empfängt, dünkt seinen Sinnen recht wie eine ‚Göttin'. Die Leidenschaft überwältigt ihn, und in seiner blinden Liebesraserei zwingt er sie mit Gewalt, ihm zu Willen zu sein. Dann eilt er von dannen, von tiefer Reue gepackt. Die Unglückliche klagt dem heimkehrenden Gemahl den Schimpf. Dieser aber spricht:

‚Fraue, gehab dich wohl!
Diese Klage hie niemand wissen soll,
Bis daß ich den Kummer dein
Räche, liebe Fraue mein,
Der mir an mein Herze geht.‘

Er läßt nun sein ganzes Gesinde Verschwiegenheit geloben bei Todesstrafe. Sein Bruder Albrecht aber in seinem Schuldbewußtsein ist in größter Verzweiflung und versammelt seine Ritter zu einem Hoftag. Da trägt er ihnen die Sache vor und entschuldigt sich, so gut er kann, bittet sie auch um





Adalbert, † 1137, Leopold,
Söhne des hl. Leopold.
Glasgemälde aus dem Ende des XIII. Jahrh. im Stift Heiligenkreuz.

ihren Rat. Die jüngern Ritter nehmen die Sache leicht und meinen, sie werde nicht aufkommen. Die ältern warnen vor der Hinterhältigkeit des beleidigten Bruders. Um ihn zu prüfen, schickt Albrecht einen Boten an ihn mit Grüßen und empfängt von Liupolt die freundlichste Antwort. Die jungen Ritter sind nun ihrer Sache ganz sicher, die ältern aber ahnen eine List und warnen wieder: Albrecht solle nie mit kleinerem Gefolge und unbewaffnet seinem Bruder begegnen, sondern ihn überall ‚überleuten‘, d. h. durch mehr Leute sich der Über-

macht versichern, auch seine Ritter heimlich Halsberg und Eisengewand tragen lassen, um immer gerüstet zu sein.

So stand die Sache zwischen ihnen ein Jahr. Da sendet der Herzog von Polen Boten dahin gen Österreich, die warben, daß der Markgraf von Pernekk seine Tochter nahm. Sie wird nun mit geziemender Pracht hergeführt zu Mauerberg auf das Feld.

Da ward geschlagen mannig Zelt
Auf die schöne Heide.
Sie hätten Augenweide.
Mit ihm waren Fürsten viel,
Deren ich einige nennen will:
Den Vogt da aus Böheimland
Man bei ihnen auf der Heide fand;
Bayer waren auch da genug,
Die man darnach alle schlug.

Nun sendet Albrecht auch Boten an seinen Bruder, um ihn, wie er nicht anders kann, zur Hochzeit zu laden. Liupolt sagt zu, sendet aber sogleich zu seinem Schwäher, dem Kaiser, und läßt ihn bitten um Ritter von dem Rhein und auch um Wälsche. Der Kaiser gewährt es, fügt auch noch vier Säumer dazu, beladen mit Silber und Gold. So zieht also Liupolt wohlgerüstet gegen Mauerberg, und obwohl sein Herz in Unmut ist wegen der großen Missetat, die er seinem Bruder nicht vergeben kann, so reitet er doch unter dem süßen Ton von Flöten und Posaunen daher, läßt auch durch seinen Marschalk sein Gezelt dem Bruder zunächst aufschlagen. Während nun Albrecht zur Kurzweil und zum Ritterspiel auf das Feld reitet, geht Liupolt zu dessen junger Frau und macht sich der gleichen Untat schuldig, die sein Bruder einst begangen hat. Als das dem Fürst gesagt wird, will er sich mit Hilfe seiner Hochzeitsgäste rächen; doch alle diese sind unbewaffnet, während Liupolts Leute im Harnisch kommen. Es erhebt sich ein mörderischer Kampf, viele Polen, Reußen, Böhmen und Bayern, aber auch die ganze rheinische Ritterschaft wird bis auf sieben Mann erschlagen.

Da der Streit ein Ende genommen hatte, und die Brüder jeder auf seine Burg gekommen waren, riet der Fürst von Polen seinem Eidam, daß er sein Leid dem Kaiser klage. Der Kaiser berief nun seinen Schwiegersohn an seinen Hof.

Da saß der Kaiser am Gericht;
Zwar nach des Buches Gedicht
Sagt man mir die Märe,
Daß es ihm leid wäre;
Doch richtete er nach dem Rechte
Dem Ritter und auch dem Knechte.

Liupolt sucht sich mit der früheren Unbill seines Bruders zu entschuldigen, aber der Kaiser heißt ihn schweigen: er hätte das heimliche Unrecht nicht durch ein öffentliches und durch so großes Blutvergießen rächen dürfen. Und er weist die Schiedleute an, ihr Urteil zu geben. Da gingen die Schiedleute zu ihm und schieden, daß Liupolt das Land von seinem Bruder als Lehen empfangen solle; seine Hände sollt er darrecken und vor ihm auf die Knie fallen:

Das tät der Markgraf Liupolt schnell,
Er leistete die Scheidung an der Stell'.
Mit zwölf Fahnen er das Land empfie
Und kniete nieder auf die Knie
Und reckte ihm seine Hände.
Da nahm der Zorn ein Ende.

Daß diese ganze Sage mit der Geschichte nicht übereinstimmt, liegt klar zutage, wenn auch vielleicht mehr Züge der Wirklichkeit entnommen sein mögen, als wir heute nachweisen können. So war z. B. um diese Zeit eine deutsche Kaisertochter, Judith Sophie, die Tochter Heinrichs III. und Witwe Salomons von Ungarn, Gattin des polnischen Herzogs Wladislaw. Eine Belehnung mit zwölf Fahnen kommt auch in der Kudrun (1612) und im König Tirol vor. In jedem Fall ist diese Sage wichtig für den Geist der Zeit, für die Art, wie sich damals die Phantasie des Volkes das zurecht legte, was auch wir uns aus den dürren Notizen der Urkunden und Chroniken nicht ganz erklären können. Es ist ein Kulturbild aus Leopolds des Heiligen Zeit, denn seine erste Fassung fällt offenbar in jene Blütezeit der Spielmannspoesie, deren bekanntester Typus das Gedicht vom ‚König Rother' ist. Man darf sich nicht verwundern, daß solches über die Eltern des Heiligen erzählt wurde. Das lag ganz im Sinn des Mittelalters. Hat man doch auch von der Herkunft des heiligen Papstes Gregor des Großen jene schreckliche Oedipusfabel des ‚Gregorius auf dem Stein' erzählt, die Hartmann von Aue gedichtet hat.

5. Die Jugendzeit Leopolds d. H. bis 1095.

Zur Zeit der Schlacht bei Mauerberg (1082) war Leopold der Heilige gewiß schon am Leben. Zwar das gewöhnlich angegebene Geburtsdatum, wonach er am 29. September, am Michaelstag des Jahres 1073, also noch vor dem Regierungsantritt seines Vaters geboren wäre, beruht nur auf einer gefälschten Chronik. Aber viel später darf seine Geburt nicht gesetzt werden, da er im Jahre 1125 die deutsche Königskrone wegen seines höheren Alters ausschlug, also damals kaum jünger als 50 Jahre sein konnte. Den Namen erhielt er nicht, wie es später Sitte war, nach einem Heiligen, sondern, wie es damals noch allgemeiner Brauch war, nach Rücksichten der Familie, wenn nicht romantische Phantasien der Eltern, Begeisterung für die Heldensage im Spiele waren. Die Kanonisationsurkunden bezeichnen ihn als einzigen Heiligen dieses Namens. In den edlen Geschlechtern zu jener Zeit, wo es noch keine Familien-, keine Stammes- und Geschlechtsnamen gab, war gerade die innerhalb gewisser Grenzen beschränkte Wahl des Personennamens der wichtigste Ersatz jener Stammesnamen und mußte das Geschlecht fast deutlicher kennzeichnen als die Benennung nach einer Burg, die je nach den Linien und nach den Geschicken der Familie wechselte. Erst die Kreuzzugszeit mit ihren vielen Wanderungen ließ das Festhalten bleibender Familiennamen wünschenswert erscheinen. Wissen wir doch nicht einmal sicher, wie es sich mit dem neuern Stamm der Babenberger verhält. Die Form des Namens, der in diesem Geschlecht bestimmend ist, Liutpold, Liupaldus, Luipaldus, Leopaldus, Liupoldus, Luipoldus, Lupoldus, Leupoldus, schwankt bedeutend.

Weitere Formen desselben Namens sind Liutbald, Liutpald, Liutpalt, Liutbolt, Liutpold, Luitbold, Leutbald, Leodebold, Ludbold, Liupold, Leupold, Liobold u. s. w. Der erste Teil ‚liud‘ bedeutet Volk, unser ‚Leute‘, also dasselbe, was in andern Namen Thiuda, Theodo bedeutet. Der zweite Teil ‚bald‘ bedeutet kühn, stark, wie wir es noch mit Herabziehung der ursprünglich edelsten Bedeutung in Tugendbold, Trunkenbold, Raufbold haben. Leutbold ist also der mächtige Gefolgsherr.

Der Ort der Geburt war wahrscheinlich Melk. Als Zeugnis dafür ist allerdings nicht die gefälschte Chronik, sondern die ältere Tradition heranzuziehen,[2]) die sogar die Geburtsstätte an die Stelle der jetzigen Schaffnerei verlegte.[3]) Aber wenn auch vielleicht die Eltern zur Zeit der Geburt auf einem andern Schloß, etwa in Gars weilten, jedenfalls war Melk die geistige Hauptstätte der damaligen Ostmark. Eine politische Residenz im heutigen Sinne kannte die alte Zeit, wo der Herrscher persönlich im ganzen Land zum Rechten sehen mußte, überhaupt nicht.

Die Biographen wissen auf Grund der Kanonisationsakten des 15. Jahrhunderts viel von den Tugenden des Knaben und Jünglings zu erzählen, auf Grund welcher er schon früh der Fromme, ‚pius‘, zubenannt wurde. Am meisten Bedeutung und Gewähr hat die Überlieferung, daß er den geistlichen Büchern ergeben war, also eine gelehrte Erziehung genossen habe, wie sie damals mit der geistlichen zusammenfiel. Diese Erziehung aber konnte er sich wohl kaum anderswo als in Melk erwerben. Wir werden uns daher auf festeren Boden stellen, indem wir die Entwicklung des Knaben an den Eindrücken des Ortes und an denen der mächtigen Ereignisse jener Zeit verfolgen.

Melk war, abgesehen von den dort ansässigen Kanonikern, schon an sich ein Lehrbuch der Geschichte. An die alten Römer erinnerten noch Inschriftsteine, Bildwerke und Münzfunde. Leicht ergab sich daraus die anmutige, allerdings erst in späterer Zeit bezeugte Fabel, ein Römerkaiser — warum nicht gleich Julius Cäsar selber? — habe den Ort seiner herrlichen Lage wegen ‚mea dilecta‘, meine Geliebte, genannt, und daraus sei dann das spätere Medelik, Medelike entstanden. Erinnerungen an Marthrer, an christliche Sendboten waren da rege, an Florianus, an Severinus, an einen Zeno, an Ruprecht, an Karl den Großen, der das Land von den Awaren befreit hatte. Die Slawen, die immer im Gefolge der Awaren erschienen, waren aber geblieben; ihrer Sprache ist wohl der Name Magalicha, wie der Ort zuerst unter Ludwig dem Deutschen heißt, entnommen. Auch die Zeit, wo die Eisenburg von Melk in den Händen der Ungarn war, konnte noch nicht aus der Erinnerung der Gegenwart entschwunden sein. Das lateinische Nibelungenlied des Bischofs Piligrim von Passau hatte ja diese Grenzverhältnisse des 10. Jahrhunderts auf die alte Sage übertragen. Jenes Gedicht war sicher in Melk wohlbekannt, da ja diese Stätte darin verherrlicht war. In der deutschen Bearbeitung des folgenden Jahrhunderts lautet die Stelle, nachdem erzählt ist, wie Piligrim der Bischof seine Nichte Kriemhild bis Bechelaren und weiterhin begleitet hat:

> Her aus Medelike auf Händen ward getragen
> Mannig reiches Goldgefäß, darinne brachte man Wein
> Den Gästen zu der Straße: sie mußten willekommen sein.
> Ein Wirt war da gesessen, Astold war der genannt,

Der weiste sie die Straße in das Osterland
Gegen Mautaren die Donaue nieder.

Dort scheidet dann der Bischof von seiner Niftel. Der hier erwähnte Astold und sein Bruder Wolfrat hat nach dem Gedicht ‚Biterolf und Dietleib‘, sowie nach der ‚Rabenschlacht‘ seinen Sitz in Mautern. Drei Burgen sollen übrigens nach der Sage auf dem Melker Berg gestanden haben: Medelik, der Wunderturm und die Eisenburg (= Kloster Isenburg im ‚Rosengarten‘?).





Otto von Freisingen, Heinrich Jasomirgott,
Söhne des hl. Leopold.
Glasgemälde aus dem Ende des XIII. Jahrh. im Stift Heiligenkreuz.

Leopold der Erlauchte hatte dann, wie die etwas schwankende Überlieferung berichtet, die Eisenburg, ‚das vorderste Vollwerk magyarischen Heidentums in die erste Pflanzschule christlicher Deutschheit verwandelt‘. Es war nun die Kirche der Apostelfürsten Petrus und Paulus entstanden, das Stift der weltlichen Chorherren. Melk ist das Denkmal der Entstehung Österreichs. Die zwölf Kanoniker bildeten kein Kloster, wohl aber ein Coenobium, eine Lebensgemeinschaft; sie lebten vermutlich nach den Statuten des Chrodegang von Metz. Sie bildeten zugleich für jene Zeit, wo alle Gelehrsamkeit von der Kirche ausging, wo Gelehrter und Kleriker identisch war, den Mittelpunkt der Studien, der Bildung, der Civilisation in der neuen Ostmark, gewissermaßen die Landesuniversität. Dem Gottes-

dienst und Chorgesang der Kanoniker wollte schon der erste der Babenberger, wie überliefert ist, beiwohnen. In der Stiftskirche zu Melk war ihr gemeinschaftliches Erbbegräbnis. Hier ruhte Leopold I. mit seiner Gemahlin Richarda, Heinrich I. mit Mechtild (Mathilde, sonst Schwanhild genannt), Adalbert mit Frowiza oder Frowila, Ernst mit Schwanhild, und ihre Todestage wurden durch das ‚Gespend' an Arme gefeiert. Hier ruhte auch der Leichnam des heiligen Koloman seit dem 13. Oktober 1014, ob seiner Wundertaten weit berühmt, von den benachbarten Ungarn vergeblich erwünscht, mit reichen Opfergaben ausgestattet, die die Habsucht mancher Räuber reizten. Eine Fülle von Legenden wurde davon erzählt: der Räuber Huzo sei halb in einen Hund verwandelt worden, ein Kleriker, der die Gebeine entwenden wollte, sei lahm und sprachlos, ein Schmied, der ihm dabei geholfen, siech geworden. Ein Maler Ludwig, der nur aus Neugierde die Grabvorhänge aufhob, wurde so lange lahm, bis er sich zur Buße in den Dienst des Heiligen verlobt hatte. Die Ungarn hatten sich für kurze Zeit durch Drohung in den Besitz der Reliquien gesetzt, wurden aber, so hieß es, durch Hungersnot und Sterblichkeit gestraft und zur Rückgabe gezwungen. Häufige Wallfahrten fanden zum Grabe des Heiligen statt; er galt bis zur Kanonisation Leopolds als Schutzpatron Niederösterreichs. Zu Leopolds des Heiligen Zeit scheint auch seine Legende zum erstenmal aufgeschrieben worden zu sein. Auch der Leib des seligen Gotthalm, eines Dieners des hl. Koloman, der in rührender Treue den Herrn suchend in der Nähe der Erschöpfung erlegen war, wurde da verehrt.

Aber eine noch kostbarere Reliquie beherbergte Melk durch die Schenkung des siegreichen Markgrafen Adalbert: ein Stück vom Kreuze Christi, sei es nun, daß es durch Erzbischof Poppo von Trier, den Bruder des Markgrafen, aus dem heiligen Lande kam oder über Ungarn von Rom, aus den Schätzen, die Stephan der Heilige erhalten hatte, und die nun zur Erlangung des Friedens dargeboten wurden. Auch Markgraf Ernst hatte das Stift mit zwei historischen Reliquien begabt, mit der Lanze oder dem Speereisen des hl. Mauritius und mit dem Trinkbecher des hl. Ulrich von Augsburg. Ersteres war wohl dieselbe Reliquie, die Kaiser Ottto III. einst dem Vater des heiligen Stephan gegeben, und die dann als Zeichen schuldiger Dankbarkeit nach Österreich kam. Der Ulrichsbecher aber erinnerte an jene Schlacht vor Augsburg, wo die Ungarmacht für immer gebrochen und Österreichs Zukunft gesichert wurde.

Das waren die Eindrücke, die das Kind zuerst erfahren mußte, wenn es den Blick von der aussichtsreichen Donauburg in Nähe und Ferne schickte. Aber auch aus der großen Welt mußten bald die erschütterndsten Kunden an sein Ohr dringen. Als sich die Szene von C a n o s s a ereignete, war der Knabe wohl noch nicht fähig, sie zu fassen; aber die geradezu symbolische Bildlichkeit jenes Vorgangs hat sich nicht nur vorübergehend der Zeit eingeprägt, sie bezeichnete für immer den entscheidenden Ausdruck jenes Verhältnisses zwischen höchster geistlicher und höchster weltlicher Gewalt. Wohl hatte auch der Kaiser den Papst gebannt und für abgesetzt erklärt; aber wenn auch noch so viele Päpste entweder der Gewalt weichen mußten oder sich ihr äußerlich gezwungen untergaben, niemals konnte das verglichen werden mit dem Zugeständnis des Kaisers, daß er nach göttlichem wie weltlichem Recht der Verzeihung des Papstes bedürfe. Die Übergewalt des Geistigen war mit unauslöschlicher Geberde der historischen Bilder-

schrift eingeprägt worden, freilich war auch die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit zutage getreten, dem Geistigen dauernd die Führerschaft zu erhalten. Die Gewohnheit, die Natur, die Realität der irdischen Dinge hatte sich dagegen aufgelehnt. Haben sich doch noch viele Jahrhunderte später die katholischen Regierungen der Kanonisation Gregors VII. widersetzt als einem staatsgefährlichen Akt. Gewiß war auch für Leopold die Szene von Canossa der Ausgangspunkt aller kirchenpolitischen Gedanken. Gerade von jenem Jahre 1077 an hatte aber die Sache der Reform einen Rückschlag erfahren. Bischof Altmann von Passau, der geistliche Oberhirt von Österreich und Melk, wurde vom Kaiser aus seinem Bischofssitz vertrieben und mußte mit seinem Freunde, dem Erzbischof Gebhard von Salzburg, Jahre lang in Sachsen in Not und Kummer leben. Erst 1081 führte ihn Liutpold, der Vater unseres Heiligen, mit starker Hand zurück. Aber nach der unglücklichen Schlacht bei Mauerberg 1082 konnte der Markgraf den Bischof nur in seinem eigenen Land, in Göttweig schützen. Es ist wohl sicher anzunehmen, daß von da an bis zu dem 1091 erfolgten Tod Altmanns der Knabe und Jüngling von diesem heiligen Manne die tiefsten Anregungen, gewiß auch persönliche Anleitung und Belehrung erhielt.

In Altmann war die katholische Reformidee nicht minder lebendig als in Gregor VII. Es ist zu bemerken nötig, daß man in jenen Zeiten unter kirchlicher Reform etwas wesentlich anderes verstand als später, als im 16. Jahrhundert und heute. Man bezeichnete damals mit diesem Wort den Kampf gegen alle Laxheit im kirchlichen Leben, den Kampf gegen die Unsittlichkeit und gegen die Verweltlichung, die Stärkung der päpstlichen und bischöflichen Autorität, die Freiheit des Kirchlichen von weltlichen Einflüssen und Rücksichten, das Zurückgehen auf das strengere Ordensleben. Die Idee der Reform war ursprünglich nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet, im Gegenteil, sie war von den großen Kaisern ausgegangen. Kaiser Heinrich III. hatte sie zu seinem Programm gemacht, nachdem sie zuerst in den Klöstern, besonders von Cluny aus, gepflegt worden war. Gregor VII., Altmann, Gebhart hatten nur das fortgesetzt und aufgenommen, was Heinrichs III. unwürdiger Sohn aufgegeben hatte. Am meisten aber war die Reform auf die Hebung der wissenschaftlichen Bildung gerichtet; Unwissenheit hielt man für einen Hauptgrund der arg gesunkenen Lebenshaltung der Weltgeistlichen.

Altmann war Westfale; er hatte seine erste Bildung ohne Zweifel an der berühmten Domschule zu Paderborn empfangen. Er hatte sodann seine Studien im Verein mit seinem Freunde, dem hl. Gebhart, dem späteren Erzbischof von Salzburg, zu Paris fortgesetzt und vollendet, war dann Vorsteher der heimischen Domschule geworden, dann von Kaiser Heinrich als Propst nach Aachen versetzt und unter seine Kapläne aufgenommen. Als er 1065 von seiner Wallfahrt aus Palästina zurückkehrte, empfing ihn schon in Ungarn die Kunde, daß er zum Bischof von Passau ernannt sei, allerdings nicht durch kanonische Wahl, sondern auf Betreiben der Kaiserin Agnes durch Laienhand, weshalb er später sein Amt in die Hände des Papstes übergab, von diesem aber bestätigt und zu seinem Legaten ernannt wurde. Er konnte nun in seiner Diözese die wissenschaftlichen und moralischen Reformen durchführen, die er längst im Sinne hatte. Schon 1067 hatte er in Passau ein Kanonikat nach der augustinischen Regel ge-

gründet und als dessen Hauptzweck die Ausbildung von Klerikern bestimmt. Er hatte sodann 1070 das Stift Göttweig als einen Vorposten der Bildung gegen Osten gegründet, er hatte das Kloster St. Florian und St. Pölten reformiert, die zuchtlosen Mönche aus Kremsmünster vertrieben. Überall mußte ihm daran gelegen sein, die alten, lässigen, weltlich gesinnten Kleriker durch junge, reine, opferfreudige zu ersetzen. So wurden nach Kremsmünster Mönche aus dem bereits in cluniazensischer Weise reformierten Kloster Gorze in Lothringen berufen; damit wurde auch der Psalmen- und Matutinengesang reformiert. Als er aber 1074 seine eigene Geistlichkeit zu einer Synode berufen hatte, um ihr die päpstlichen Dekrete über den Cölibat vorzulesen, da stürmten die beweibten (conjugati) Priester auf ihn mit solcher Wut ein, daß er getötet worden wäre, wenn ihn nicht einige seiner Dienstmannen geschützt hätten. Er war gezwungen, die Ungehorsamsten zu vertreiben, den Dompropst Engilbert, der an ihrer Spitze stand, zu bannen.

Nun lebte er also nach seiner Rückkehr aus dem Elend in Österreich, der weiteren Verfolgung seiner Reformideen ganz gewidmet. Damals wurde wohl ebenfalls unter seinem Einfluß 1080 oder 1082 vom Markgrafen Ottokar von Steier unweit von der Stiraburg das Kloster Garsten gegründet. Altmann selber stellte für das schon lange vorbereitete Kloster Göttweig an der Donau unterhalb von Melk 1083 die Stiftungsurkunde aus. Um an alte Erinnerungen anzuknüpfen, weihte er ein Pilgerhaus daselbst der heiligen Erintrud, der Nichte des hl. Rupert.

Aber ebenso wie kurz vorher durch die Schlacht bei Mauerberg die Sache des Königs Heinrich IV. der kirchlich gesinnten Opposition gegenüber überwog, so gelang es auch bald dem König selber, sich wenigstens eines Teiles von Rom zu bemächtigen. Daselbst ließ er sich vom Gegenpapst zum Kaiser krönen 1084 und hielt triumphierend Gericht auf dem Kapitol. Freilich rückte schon nach wenigen Wochen der Normanne Robert Guiscard heran, zwang den Kaiser zum Abzug, befreite den in der Engelsburg belagerten Papst und nahm ihn mit nach Salerno. Dort starb Gregor VII. 1085. Seine Größe und seine Heiligkeit ist ganz verschieden von jener, die wir bei Leopold kennen lernen werden, und es läßt sich vermuten, daß dieser sich wesentlich durch solche Erfahrungen für seine eigene Regierungstätigkeit belehren ließ. Gregors Heroismus hat sich nicht mit dem für seine Zeit Möglichen begnügt. Das Scheitern seiner hohen Bestrebungen hat vielleicht einen bis auf unsere Zeit nachwirkenden Rückschlag zur Folge gehabt. Die säkularen Tendenzen gewannen immer mehr die Überhand, und die Probleme, die auch unsere Zeit beherrschen, sind verwirrter und ungelöster denn je.

Kaiser Heinrich IV. war von Rom noch im Herbst 1084 über die Alpen zurückgekehrt, um die Opposition in den Ostlanden persönlich niederzuschlagen. Und trotz der Macht seines Hauptgegners Welf von Baiern, trotz der entschiedenen Gegnerschaft Ottokars von Steier, der mit Elisabeth, einer Tochter des Markgrafen Liutpold von Österreich vermählt oder damals doch schon verlobt war, gelang es ihm zum zweiten Male, Liutpold zu unterwerfen. Es müssen wieder besondere, uns nicht genügend bekannte Gründe gewesen sein, die den Sieger bewogen, mit dem Besiegten glimpflich zu verfahren; denn er beließ ihm sein Land, obwohl er es doch kurz vorher ihm abgesprochen hatte. Gebhard wurde aber von

seinem erzbischöflichen Stuhl in Salzburg gedrängt, auch Gurk und Passau wurden an kaiserliche Günstlinge verliehen. Aber diese Erfolge waren doch nur äußerlich und vorübergehend. Markgraf Liutpold wagte schon 1085 wieder, dem vertriebenen Altmann Aufnahme und Schutz zu gewähren. Auch Gebhard wurde aus seiner Verbannung zurückgeführt durch den Grafen Engelbert von Sponheim, den Gründer des Klosters St. Paul im Lavanttal. Auch Herzog Wratislaw von Böhmen, den der Kaiser vergebens durch Verleihung der Königswürde zu fesseln





Ernst, Konrad, Erzbischof von Salzburg,
Söhne des hl. Leopold.
Glasgemälde aus dem Ende des XIII. Jahrh. im Stift Klosterneuburg.

gesucht hatte, fiel ab, als der kaiserliche Gegenpapst Zinsforderungen erheben wollte. Noch manchem anderen wurde in der Gesellschaft des Kaisers bange. Der von diesem auf den Passauerstuhl gesetzte Hermann schickte im Angesichte des Todes 1087 an Altmann, den rechtmäßigen Bischof, um durch ihn die Lossprechung vom Banne zu erhalten. Auch Hermanns Nachfolger Thiemo konnte sich nur bis zur Enns behaupten. Altmann leitete von Göttweig aus unangefochten seine Diözese, verkehrte mit Papst Urban II., mit Ottokar von Steier, ward auch in St. Florian und in Lambach anerkannt.

Altmanns Einfluß auf das österreichische Markgrafenhaus wird gerade in dieser Zeit immer größer. Seine wichtigste Tat, die er damals im Verein mit

dem regierenden Markgrafen durchführte, war die Reform des Stiftes zu Melk. Sie fällt schon in die Jünglingsjahre des hl. Leopold 1089. Die weltlichen Kanoniker, hier seit etwa 985 zu Hause, hatten sich da so wenig bewährt wie anderswo zu dieser Zeit. Es erschien notwendig, das laxe und nachlässige Leben durch eine eingeschränktere und bessere Lebensweise zu verdrängen. So hat ein frommer Eiferer etwas später dem Papste geraten, die weltlichen Chorherren (Irregularen) als die verderbtesten, der Besserung unfähigsten Menschen sämtlich aufzuheben und überall durch regulierte Augustiner Chorherren zu ersetzen. Ähnliches war in St. Florian, in St. Pölten, bei den Domkapiteln zu Salzburg und Gurk, in Lambach, Garsten, Göttweig u. s. w. zu verschiedenen Zeiten nötig geworden. Man ging dabei nicht immer glimpflich vor, wie denn manche Chorherren durch körperliche Mißhandlung genötigt wurden zu bleiben und in den Regularstand einzutreten. Der Geschichtschreiber von Melk, J. F. Keiblinger, bemerkt darüber:[4]) ‚Es ist innigst zu bedauern, daß man es nicht verstand oder vermochte, der großen Anzahl einst bestandener Kollegiatkirchen eine solche segensreiche Einrichtung zu geben, durch welche sie bestimmt worden wären, alle Vorzüge und Vorteile des Weltpriesterstandes und des Klosterlebens ohne die Schattenseiten und Nachteile beider zu vereinigen und bei so reichen Mitteln zu den edelsten, gemeinnützigsten Zwecken würdige Asyle frommen Ernstes und gelehrter Arbeiten, fruchtbare Seminarien tüchtiger Volkslehrer und eifriger Seelsorger, ehrenvolle Ruheplätze für im Dienste der Religion und Wissenschaften ergraute oder siech gewordene Priester zu werden.‘ Und er fragt sich weiter, ob die Verwirklichung dieser Idee je aufhören werde, wie die Republik des Plato, in das unermeßliche Reich frommer Wünsche und schöner Träume zu gehören. Bekanntlich ist die Lösung dieses Problems auch noch heute kontrovers. Selbst Leopold der Heilige, der überall zu vermitteln und zu mäßigen suchte, hat trotz der Erfahrungen seiner Jugend später wieder weltliche Kanoniker in Kloster Neuburg eingesetzt, aber auch da nicht bewährt gefunden, obwohl er gewiß keine Vorsichtsmaßregeln versäumt haben wird.

Die in Melk im Jahre 1089 neu eingeführten Kanoniker waren Benediktiner, ‚schwarze Mönche‘ nach ihrem Kleide genannt, aus dem Kloster Lambach, das schon die strengen cluniazensischen Reformen befolgte. Abt Wilhelm von Hirschau in Schwaben (1069—1091) hatte diese Statuten in Deutschland verbreitet. Sie bestimmten die reinste und gleichförmige Feierlichkeit des Gottesdienstes, verteilten in rechter Ordnung die Beschäftigungen der Priester und Laienbrüder (conversi), regelten die Seelsorge, die Bildung der Jugend, die gelehrten Studien, die Betreibung der bildenden Künste und der nützlichen Gewerbe und endlich den Landbau. Durch solche Benediktiner aus Franken waren 1088 auch die weltlichen Chorherren in Lambach ersetzt worden. Bischof Adalbero von Würzburg, Sohn des Grafen von Wels und Lambach, ein Verwandter der österreichischen und steirischen Markgrafen, hatte dies auf den Rat seines Freundes Altmann durchgeführt. Es waren also wohl auch zum größeren Teil Mönche aus West- und Mitteldeutschland, wahrscheinlich zwölf an der Zahl, die von Lambach nach Melk kamen. An ihrer Spitze stand der Abt Sigibold, der aber auch Lambachs Vorsteher blieb.

Altmann betrieb mit den Bischöfen von Würzburg und Freising und unter dem Schutze Herzog Welfs die Wahl eines neuen, papstgetreuen Erzbischofs

von Salzburg nach Gebhards Tode 1088. Es war das der weitgereiste Thiemo, Gelehrter und Künstler, berühmt als Maler, Bildhauer und Erzgießer. Aber er hatte einen schweren Stand dem kaiserlichen Erzbischof gegenüber. Endlose Kämpfe erhoben sich, in denen Herzog Welf den kaiserlich gesinnten Bischof Altwin von Brixen vertrieb, sich mit der Markgräfin Mathilde von Tuscien verband und den Kaiser zu einem neuen Zug nach Italien zwang. Vergeblich waren auch die Unterhandlungen des Jahres 1091 zwischen beiden Parteien, obwohl der Gegenkönig Hermann starb; seine Witwe schenkte vielleicht aus diesem Anlaß den Göttweigern ein Gut Meingoltsdorf.

Bischof Altmann starb im selben Jahre 1091 fern von seinem Bischofsitz in der österreichischen Verbannung zu Zeiselmauer, dem einstigen Sitz des heiligen Florianus. Er wurde in seiner Stiftung Göttweig begraben und als Heiliger verehrt. Mit seinem Tod verlor das Markgrafenhaus den maßgebenden Ratgeber in kirchenpolitischen Dingen. Um sich ein richtiges Urteil über ihn zu bilden, muß wiederholt daran erinnert werden, daß die Reformbewegung jener Zeit von den Klöstern aus auf die hohen Kirchenfürsten überging, während der übrige Klerus eine ablehnende, eine passive oder eine revolutionäre Haltung einnahm. Darum wurde auch Altmanns Gebarung, besonders die finanzielle, von seinem Klerus verurteilt; er wurde der Zugrunderichter des Bistums genannt und wiederholt in Rom angeklagt, daß er die Stiftsgüter verschleudere, die Domherren verhungern lasse, Kirchenrechte an Laien vergebe. Das mag vielleicht nicht unbegründet sein. Es ist ganz erklärlich, daß der Reformator lieber durch Kirchengüter weltliche Große sich verband und verpflichtete, als daß er, wie die weltlich gesinnten Kirchenfürsten, Lehengüter von ihnen erhaschen und sich so an ihr Interesse verkaufen wollte. So finden wir denn auch damals das österreichische Markgrafenhaus im Besitze mancher Passauer Rechte, die erst Leopold der Heilige wieder zurückstellte.

Es gelang übrigens doch, dem ehernen Altmann einen Nachfolger gleicher Richtung zu geben, da ganz Oberdeutschland damals in der Macht des Baiernherzogs Welf und der päpstlichen Legaten stand. Außerdem waren die Anklagen gegen den Kaiser, durch Kaiserin Adelheid selber erhoben, von größter Wirkung auf das Volk. Wenn sie auch übertrieben waren oder wurden, so konnte es dem schlichten Sinne doch nicht unklar bleiben, daß gewiß nicht auf seiten des charakterlosen Kaisers die höheren idealen Mächte standen.

So wurde denn das Reformationswerk auch nach dem Tode Altmanns kräftig gefördert. Eben in Göttweig, der Stiftung Altmanns, stellte sich heraus, daß es besser sei, die im Stiftungsjahr 1083 eingesetzten Augustiner Chorherren durch Benediktiner der strengen Richtung zu ersetzen. Auf den Rat des Schotten Johannes, der dort als Eingemauerter, als ‚Reclusus‘, lebte, berief man Mönche aus St. Blasien im Schwarzwald, dem Mittelpunkt der gregorianischen Ideen in Deutschland, unter Führung Hartmanns. Er regierte von 1094—1114 in Göttweig und vermochte auch die bisherigen Kanoniker zur Annahme der strengen Regel. Der neue hochbefähigte Abt hielt den Zusammenhang mit allen Zentren der Reform aufrecht, und sein Einfluß stieg bei beiden Parteien. Göttweig wird unter ihm zum Mittelpunkt des geistigen und geistlichen Lebens in der Ostmark. Die Bautätigkeit, die Büchermalerei, der Sinn für prächtige Gewänder blüht auf. Wohl diesem Einfluß ist es auch mit zuzuschreiben, daß dem frommen Leopold dann

Melk verließ und den Schwerpunkt seines Reiches weiter nach Osten verlegen konnte.

Auch in Böhmen zeigt sich ein Erstarken der christlichen Gesinnung. Herzog Bretislaw II. räumt seit 1092 mit den letzten Resten altheidnischer Gebräuche auf, läßt alte Götterhaine verbrennen, Zauberer und Wahrsager vertreiben. Indessen war auch der vertriebene Graf Ekkebert von Formbach aus seiner Verbannung in Ungarn wieder zurückgekehrt und hatte seine kirchliche Gesinnung durch Stiftung des Klosters Formbach bei seiner Stammburg am Inn bewiesen. Der moralische Sieg der Reform schien besiegelt, als 4000 Kleriker auf der Synode von Piacenza den Bann über den Kaiser bestätigten 1095.

Als am 26. Oktober desselben Jahres Liutpold II. starb, rühmt der Chronist den sehr reichen Markgrafen, den getreuen Anhänger des hl. Petrus, dessen Tod von den kirchlichen Männern beklagt, von den Feinden mit Freuden aufgenommen worden sei. Aber gerade in seinem Todesjahre trat auf mehreren Seiten ein solcher Umschwung ein, daß sein Sohn und Nachfolger sich vorerst zu einer wesentlich verschiedenen Stellungnahme gezwungen sehen mußte.

6. Der junge Herrscher 1095.

Die erste Sorge des frommen Sohnes mußte es sein, seinem Vater die letzten Ehren zu erweisen, seine Leiche in der gemeinsamen Gruft der Babenberger zu Melk beizusetzen. Leopold der Schöne ist der letzte der dort bestatteten Herrscher. Die Inschriften der ältesten Leichensteine dieser fünf Markgrafen und sechs Markgräfinnen sind beim Brande des Jahres 1297 zu Grunde gegangen; aber eine Hand des 13. Jahrhunderts hat sie in einem alten Kodex aufgezeichnet. Im Presbyterium der nach jenem großen Brande neu erbauten, erst 1428 vollendeten Stiftskirche erhob sich über der Asche der Fürsten ein Sarkophag von rotem Marmor. Beim Abbruch dieser gotischen Kirche wurden 1702 die Gebeine aus jener Tumba erhoben, in eine versiegelte Kiste verschlossen und nach Vollendung der neuen jetzigen Barockkirche 1735 in einem neuen, altarförmigen Marmormonument im Chorumgang beigesetzt. Hieronymus Pez, ein Augenzeuge jener Übertragung, hat noch, wie er dem Historiker Marquard Herrgott versicherte, die elf Schädel und andere einzelne Gebeine gesehen. Ihr Gedächtnis wird noch jetzt alljährlich am Sterbetag Leopolds des Schönen (12. Oktober), der zugleich der Vortag des Kolomansfestes ist, feierlich mit Gottesdienst und dem ‚Gespende' an die Armen begangen.[5]) Die Inschriften, wie sie noch im 13. Jahrhundert erhalten waren, lauten in deutscher Nachbildung der gereimten, leoninischen Hexameter:

Blind hin senget und raubet der Tod, wie der Wind, der entlaubet;
Dieser will Blumen versehren und jener die fleischlichen Ehren.
Fünf Gewalt'ger Gebeine ruh'n tot hier unter dem Steine;
Möge sie Gott doch in Gnaden zum Reigen der Seligen laden!
Heinrich gab den Brüdern des Stiftes den Leichnam des biedern
Koloman, treu unserm Bunde; der Martyr auch ruht hier im Grunde.
Markgraf Liupold, vom Feuer und höllischen Ungeheuer
Ledig, genieße der Ehre als Stifter des Stiftes, der hehre!
Adalbert frei vom Gerichte erwache zum ewigen Lichte.

Lewpold, vom Schlummer gefangen, erstehe zu seligem Prangen.
Ernust habe das Leben, zum Lohn den Gerechten gegeben.

Die Grabschrift der Markgräfinnen lautet:

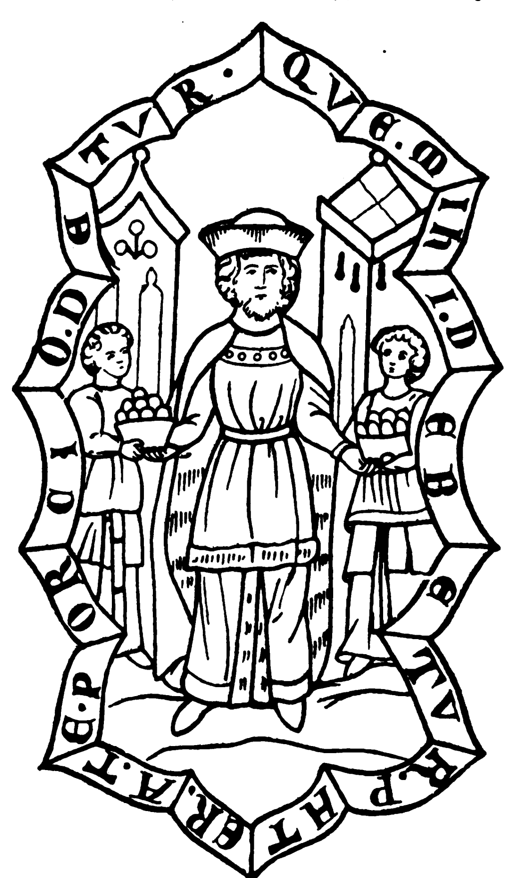
O der leid'gen Gefährde! Das sind deine Früchte, o Erde!
Sechs der gebietenden Frauen in gleichen Banden zu schauen.
Rihkart und Swanhilt, Alheit, Frewiza und Mehtilt,
Und die sechste der Maide, Judita, gestorben zum Leide.
Schönheit vergeht und Ruhm verweht der edelsten Frauen,
Und es erschallt mit Schicksalsgewalt ein Ruf voller Grauen.
Gott, unser Hort, nahm sie mit fort, wie die Sonne die Sterne.
Schönere Zier erharrt euch als hier beim Bräutigam ferne.
Allen Fehl abwasche, o Gott, dieser sündigen Asche!

Ich habe diese Inschriften deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil es scheint, daß sie eben aus Leopolds erster Regierungszeit stammen, und daß er selber sie angeordnet hat. Der Beweis dafür liegt in dem merkwürdigen Umstand, daß zugleich ein Epitaph auf ihn überliefert ist, da er doch nicht hier in Melk, sondern in seiner spätern Stiftung Klosterneuburg begraben liegt. Wahrscheinlich hat er es eben in jener Zeit dichten lassen, da er dachte, einst auch selber hier seine Ruhestatt zu finden. Das stimmt trefflich zu dem Charakter des Jünglings, den schon die Zeitgenossen den ‚Frommen' zubenannten. Diese Inschrift also, die gegenstandslos blieb, lautet:

All diese Inschrift lehrt, was die Frucht ist unseres Blutes,
Und dies Denkmal erklärt das Ende all deines Mutes.
Markgraf Leupald, der hehre, in Wahrheit der Geistlichen Ehre,
Ruht unter diesem Steine, nicht würdig der edlen Gebeine.
O Medelicha, wie Er dich schmückte mit reichen Geschenken,
Mögst du seiner nunmehr im Gebet und im Opfer gedenken!

Die zweite Sorge des Erben mußte sein, sich die Bestätigung des markgräflichen Lehens vom Kaiser zu verschaffen. Das war gewiß mitentscheidend für seine politische Stellungnahme. Das Jahr, da sein Vater starb, stand freilich entschieden im Zeichen des siegreichen Papsttums. Dem Kaiser, der sich in Italien herumschlagen mußte, war die Rückkehr über die Alpen ganz unmöglich gemacht. Der erste lombardische Städtebund (1093) hatte ihm alle Wege verlegt. Des Kaisers Sohn und erwählter Nachfolger Konrad, ein Anhänger der kirchlichen Reformideen, hatte sich vom Vater losgesagt, ebenso Adelheid, die Russin, des Kaisers zweite Gemahlin. Sie klagte ihn an, er habe sie zum Ehebruch gezwungen. Papst Urban hatte die Partei des Gegenpapstes Wibert aus Rom vertrieben und sich in den Besitz der Stadt gesetzt. In Deutschland stieg die Macht Welfs, es siegte die kirchliche Partei in Augsburg, Lothringen, in Schwaben. Die Synode in Piacenza war ein Siegesfest der Kirche, an dem der Papst, die große Gräfin Mathilde, 4000 Kleriker und über 30,000 Laien teilnahmen. Die Dekrete über Simonie, Priesterehe, Fasten, Exkommunikation u. s. w. wurden teils erneuert, teils neu geregelt. Die Reform schien vollendet. Die Klagen der Kaiserin Adelheid oder Eupraxia, wie sie früher hieß, wurden angehört, das Anathem über den Kaiser von allen Klerikern ausgesprochen, unter denen auch Erz-

bischof Thiemo von Salzburg, Gebhard von Konstanz, Ulrich von Passau waren. Und was das wichtigste war, die Gesandten des byzantinischen Kaisers Alexios kamen dahin, um zur Hilfe gegen die Seldschuken aufzufordern. Das war der Anfang der Kreuzzüge. Nun erst konnte der siegreiche Papst seine Hilfe zusagen, und sogleich gelobten viele die Kreuzfahrt, diesmal mit besserem Erfolg als vor zwanzig Jahren unter Gregor VII. Bald darauf huldigte auch König Konrad, der abtrünnige Kaisersohn, dem Papste und empfing aus seiner Hand die normannische Erbin. Papst Urban setzte nun seinen Triumphzug nach Clermont fort. Im November fand dort eine große Kirchenversammlung statt, an der Frankreich, Burgund, Italien, Spanien teilnahm, aber auch, wenngleich in geringerem Maße, Deutschland. England war durch einen Gesandten Anselms von Canterbury vertreten. Rücksichtslos wurde da der französische König wegen seiner Doppelehe exkommuniziert und zur Unterwerfung genötigt. Der Gottesfriede wurde verkündet und endlich mit begeisterten Worten der Kreuzzug gepredigt. Diese Idee eines geistigen, eines heiligen Krieges schien erst den Sieg des Geistes, der Kirche über die Welt zu vollenden. Das Schwert sollte nicht mehr irdischen Zwecken, sondern nur mehr himmlischen dienen.



St. Leopold, Brotspendend.
Glasgemälde aus dem XIII. Jahrh. im Stift Klosterneuburg.
Zeichnung nach dem zerstörten Original.

Es ist nun ganz merkwürdig, daß wir nach diesem Triumph der Kirche den jungen Markgrafen Leopold, den Zögling Altmanns, den Sohn eines entschieden päpstlich gesinnten Vaters mehr auf der kaiserlichen Seite sehen, wenigstens nicht unter den Vorkämpfern der kirchlichen Sache. Aber dies Rätsel ist leicht erklärt, wenn wir die Verhältnisse der Zeit und des Orts betrachten. Es fand gerade damals eine plötzliche Verbesserung der Lage des Kaisers statt, und diese wirkte vor allem auf den Südosten des Reiches. Es war ihm, der bisher wie in einer Falle in Verona und Padua einen Scheinhof gehalten, endlich gelungen, Luft zu bekommen. Die ungarischen Herrscher, die Brüder Almus und Koloman, waren ihm zugeneigt, vielleicht, weil sie sich schon vor dem päpstlichen Kreuzzug fürchteten. Der Kaiser konnte sie zu einem Einfall in Welfs, seines

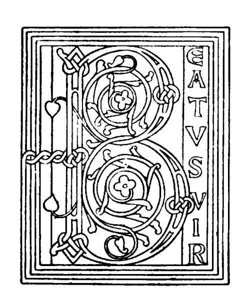
Hauptgegners, Lande auffordern. Aber auch das ward bald nicht mehr nötig. Die Welfen versöhnten sich gegen Zusage des Herzogtums Baiern und öffneten dem Kaiser die lange verschlossenen Alpenpässe. Er schickte sich an, über Kärnten, Steiermark und Österreich nach Deutschland zu ziehen. So drängte sich also dem jungen Markgrafen die Entscheidung auf, wie er sich zum gebannten Kaiser stellen sollte. Sein Amt war nicht erblich, er bedurfte der kaiserlichen Einsetzung, mochte der Kaiser auch in noch so schwierigen und bedenklichen Verhältnissen sich befinden. Über das Hindernis des Bannes wird man praktischer denken, wenn man sich vorhält, daß damals leider fast die ganze Welt gegenseitig sich exkommunizierte. Auch wird es gut sein, daran zu erinnern, daß sich auch heute mehr Personen in der Exkommunikation befinden, als man denkt, so, um nur ein Beispiel zu erwähnen, alle, die ein Duell ermöglichen oder nur nicht verhindern. Bei strengster Durchführung der Vorschriften wäre sowohl damals wie heute jeder Verkehr unmöglich gewesen. Hier mußte die gute Absicht, der triftige Grund das starre Recht geschmeidiger machen. Aber vielleicht war es nicht nur jener Rechtszwang, der Leopold bewog, sich dem Feinde seines Vaters, dem Feinde der Kirche zu nähern. Vielleicht war es auch die politische Einsicht, daß man überhaupt das Kaisertum nicht übersehen konnte und durfte, daß man es durch Milde am besten reformieren könnte. Die Sehnsucht nach einer Vermittlung scheint das wesentliche Programm von Leopolds ganzer Regierung gewesen zu sein. So glaubte er das nationale wie das kirchliche Problem am besten lösen zu können. Es war jene Politik des Evangeliums, die vorschreibt, dem Bösen nicht zu widerstehen, sondern es durch Güte zu überwinden, durch eine Überfülle von Gerechtigkeit und Gnade. Derselben Politik folgend haben sich die großen Reformatoren der Kirche und des Papsttums diesen Autoritäten auch nicht widersetzt, sondern sich ihnen um so unbedingter unterworfen, um sie durch solche Dienstbarkeit zu heben, zu reinigen, zu erneuern. So besonders Franziskus von Assisi und Ignatius von Loyola.

Freilich blieb unserm Markgrafen auch kaum eine andere Wahl, zwischen Welfen und Ungarn mitten hineingestellt. Wurde doch damals Thiemo von Salzburg durch den Gegenbischof verdrängt. Die veränderte Stellung Österreichs zeigte sich gleich darin, daß es nicht länger den Passauer Bischof Ulrich schützen konnte und durfte, wie es einst Altmann geschützt hatte. Ulrich mußte in einem schwäbischen Kloster Schutz suchen. Sicherlich hatte sich der Kaiser diese Haltung des neuen Lehensmannes bei der Übergabe des Lehens versprechen lassen. Auch Kremsmünster schloß sich dem Kaiser an. Nur Göttweig blieb päpstlich.

7. Die Kreuzzüge 1096—1101.

Da kam im zweiten Jahr seiner Regierung 1096 der streitbare Triumphzug der siegreichen kirchlichen Idee, der Zug der Kreuzfahrer über Leopolds Länder daher gezogen. Jeder auf der Schulter oder der Brust ein Kreuz aus zwei übereinander gehefteten verschiedenfarbigen Tuchlappen, so zeigten sie sich den erstaunten Völkern. Sie kamen in weitgetrennten Scharen; voran die hitzigsten Köpfe, kleine Leute, die durch die Predigt des Eremiten Peter von Amiens zuerst zur Buße ihrer Sünden, dann zum Werke des heiligen Krieges aufgefordert worden waren. Sie hatten am wenigsten Vorbereitungen, am wenigsten Rüstungen nötig;

sie hatten zu Hause wenig zu bestellen, sie konnten gleich fort. Freilich war es keine vornehme Schar, so wenig eben auch ihr Prophet, der Einsiedler, irgendwie bedeutend war. Nur die Sage hat ihm den großen Namen verschafft. Er war ‚ein kleiner Mann mit hagerem, dunklen Gesicht und asketisch glimmenden Augen, mit langem, grauem Bart und auch im Winter nackten Füßen‘, ein Volksredner von schlagfertiger Derbheit, wie sie aufs Volk zu wirken pflegt. Von ihm wie von ähnlichen Volksgestalten wollten die erweckten Sünder und Sünderinnen geführt werden. So wurde er unversehens und unvorbereitet zum General über diese unorganisierte Schar von Bauern, von niederem Stadtvolk, denen sich auch sehr zweifelhafte Elemente anschlossen, Leute, die nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hatten. Eine zweite Schar wurde von einem kleinen Ritter Walter von Poissy geführt, eine dritte von einem Priester Volker von Orleans. Aber auch aus Deutschland waren diese Klassen von Leuten in Bewegung gekommen. Die von Franken und aus Schwaben führte der rheinische Kleriker Gottschalk. Eine andere Schar vom Mittelrhein folgte dem Grafen Emicho von Leiningen, und ihr schlossen sich französische, vlämische und englische Zuzügler an. Manche dieser aufgeregten Haufen mochten sich schon in den rheinischen Städten, wo seit Alters eine zahlreiche Judenschaft saß, wie an den Grenzen von Judäa vorkommen, und sie glaubten schon dort ihre Feindseligkeiten gegen die Nichtchristen beginnen zu müssen. Das geschah in Trier, Köln, Worms, Speier, Mainz, später auch in Prag und in den Donaustädten.



Initiale aus dem Psalterium des hl. Leopold. (Stift Klosterneuburg.)

Walter von Poissy schaffte diese Übereifrigen so schnell wie möglich fort durch Deutschland und Österreich bis Ungarn. Bei den Bulgaren aber gerieten sie in Schwierigkeiten das Geld ging ihnen aus, der Gewalt wurde Gewalt entgegengesetzt, ihr Führer starb. An seiner Stelle brachte der arme, aber tapfere Walter Habenichts (Senzavehor = Sansavoir) den Rest dieses Vortrabs nach Konstantinopel. Mit der zweiten Schar kamen bald darauf die Deutschen unter Peters Führung, der noch zu Ostern in Köln gepredigt hatte. Diese waren schon besser organisiert, hatten eine wohlgeordnete Feldkasse, und sie gelangten denn auch die Donaustraße glücklich hinab, wenn auch mit Kämpfen bei den Bulgaren, bis Byzanz. Von wüsterer Art dagegen mag die dritte Schar jener Franzosen gewesen sein, die Volker oder Folkmar von Orleans vom Niederrhein durch Sachsen und Böhmen an die Donau führte. Sie geriet mit den Ungarn in Streit und wurde von diesen ganz aufgerieben. Das geschah im Juni 1096. Ein gleiches Schicksal traf wenige Wochen später die Schar des Gottschalk, die durch Ostfranken daherkommend sich durch zahlreiche Haufen von Schwaben und Bayern verstärkte. Sie kam den Ungarn gerade sehr ungelegen in die Ernte hinein. Ritterlicher hielten sich die Scharen, die Graf Emicho und der Vizegraf von Melun anführten. Letzterer wird als ein riesenstarker Herr geschildert, der, die Axt in der Faust, sich in Erinnerung des volkstümlichen heiligen Joseph ‚Wilhelm den Zimmermann‘ nannte und sich ganz unters Volk mischte. Da diesen von den Ungarn die als heiliges Recht geforderte Kontribution verweigert wurde, belagerten sie die Grenzstadt Wieselburg, wurden aber von König Koloman mit großen Verlusten zurückgetrieben.

Das also waren nur die leichteren Plänklerhaufen, mit denen sich wohl *Leopolds* Klugheit gut abgefunden haben wird; wenigstens hören wir nichts von Anständen, die er mit ihnen gehabt hätte. Indessen waren aber auch die Rüstungen der großen Herren mit ihren Gefolgsmannen vollendet. Die Nordfranzosen, Herzog Robert von der Normandie mit dem Normannen Bohemund, Guiscards Sohn, und seinem Neffen Tankred, ferner Raimund von Toulouse, Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Robert von Flandern, zogen nicht über Österreich, sondern teils durch Italien und von Bari an zu Schiff übers Meer, teils durch die Poebene und die Balkanhalbinsel. Nur der Hauptheld der ganzen Unternehmung, der spätere König von Jerusalem, schlug wieder den Donauweg über Österreich ein. Es war *Gottfried*, Herzog von *Lothringen*, der deutsche Reichsfürst, nach seinem Schloß Beulen oder Bouillon in Belgien zubenannt, mit ihm seine Brüder Eustachius und Balduin. Während Bischof Adhemar von Puy als Legat des Papstes mitzog, kann Gottfried als der offizielle Vertreter des Kaisers gelten. Er war fromm und kirchlich gesinnt, aber dabei ein entschiedener, getreuer Anhänger seines Lehensherrn des Kaisers, dem er seinen hohen Rang verdankte. Er hat auch die Kreuzfahrt nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers angetreten. Man möchte, wenn es nicht so äußerst schwer wäre, in die Herzen dieser mittelalterlichen Menschen zu sehen, vermuten, daß er so durch die Übernahme des Kreuzes Kaisertreue und Papsttreue vereinigen wollte. Sonst hielten sich ja jene Deutschen ferne, die auf seiten des Kaisers standen und damit zugleich gewöhnlich auf seiten des Gegenpapstes, die also Urban II. nicht anerkennen wollten, ihn, den eigentlichen Urheber der Kreuzfahrt. Darum auch die schwächere Beteiligung der Deutschen, darum der Spott, mit dem die schwärmerischen Helden in manchen Gegenden empfangen wurden. Aber doch hatten sich auch namhafte Deutsche angeschlossen, so unter anderen Bischof Otto von Straßburg und der schwäbische Graf Hartmann,

Initiale aus dem Psalterium des hl. Leopold. (Stift Klosterneuburg.)



Titelbild aus dem Psalterium des hl. Leopold. David mit musizierenden Figuren darstellend.

so auch jener schwäbische Ritter Wigger, der Held des von Uhland besungenen, aber fälschlich in einen späteren Kreuzzug verlegten Schwabenstreiches. Und manche deutsche Namen mögen unbekannt geblieben sein, da die französische Geschichtschreibung nur die ‚Gesta dei per Francos‘ hervorhob, und da sich auch sonst die Eifersucht gegen Deutsche zeigte, wie eben das Schicksal jenes Wigger beweist. Sein Grabmal in Jerusalem ward von den Franzosen später zu Gunsten eines französischen beiseite geschafft.

Gottfried aber und Markgraf Leopold werden sich sehr wohl verstanden haben. Zwei politische Gesinnungsgenossen werden sich damals kennen gelernt haben, als der Herrscher Österreichs den Führer des glänzenden, ritterlichen Heeres zu Melk empfing, ihn, der wenigstens der später aufgezeichneten Sage nach als Nachkomme Lohengrins oder Loherangrins, des Schwanritters, des Sohnes Parzifals, galt. Aber Leopold konnte und wollte damals sein eben erst überkommenes Reich nicht verlassen, das eben durch seinen Regierungsantritt, durch den Wechsel der Politik ringsum bedrängt und gefährdet war. Auch die spätere Angabe, er habe dem Gottfried einige hundert Mann mitgegeben oder die Unterhaltungskosten für sie bezahlt, oder die Vermutung, daß er die durch die Ungarn versprengten und zurückgeschlagenen Vortruppen unterstützt habe, ist nicht zu erweisen, sondern beruht nur auf frommer Vermutung. Aber auch so war der Durchzug der Kreuzfahrer von größter Bedeutung für die österreichische Kultur. Man muß bedenken, daß es fast eine Völkerwanderung war. Viele hatten alles verlassen, alles verkauft, um eine neue Zukunft im gelobten Land zu suchen. Nicht nur Krieger zogen mit, sondern auch Händler, Handwerker, nicht nur Männer, sondern auch Frauen, wie wir denn schon gehört haben, daß der Einsiedler Peter durch seine Predigten sowohl Sünder wie Sünderinnen bekehrte und mit sich zog. Aber auch die vornehmen Ritter nahmen ihre Ehefrauen, ihren ganzen Hofstaat mit. Die Österreicher sahen damals nicht nur Recken und Ritter aus allen Teilen von Europa, sondern auch Kaufleute, Künstler, Sänger, die ganze Kultur des Abendlandes, die sich alsbald der des Morgenlandes vermählte. Die Kreuzfahrt eröffnete ihnen vor allem eine auf Jahrhunderte freie Handelsstraße zwischen dem äußersten Occident und Orient, und diese erwies sich auch dauernder als die kriegerischen Erfolge. So schließt sich denn unmittelbar daran das Aufblühen Wiens und die Verlegung der Residenz von Melk auf den Kahlenberg, die Akropolis von Wien.

Gottfrieds vornehmes und imponierendes Heer wurde auch von den Ungarn mit Achtung und Furcht erwartet. König Koloman hielt es für geraten, ihm sogar bis auf österreichisches Gebiet, bis Tuln, entgegenzukommen, um sich wegen des feindseligen Verhaltens der Ungarn gegen die Scharen des Vortrabs zu entschuldigen. Hier in der Stadt, die neben der Residenz Melk gewissermaßen als Landeshauptstadt galt, kam es nun offenbar zu scharfen Auseinandersetzungen über diese Sache, gewiß unter dem Vorsitz des jungen Markgrafen. Man warf dem König vor, daß er die deutschen Kreuzfahrer unter Godeschalk durch List und Verrat vernichtet habe, um so die Unordnungen zu rächen, die sie sich hätten zu schulden kommen lassen. Die Klagen der geretteten Flüchtlinge hatte der König bisher verachten und sein Land den Scharen des Emicho sperren können, so daß dieser von Wieselburg wieder zurück mußte, andere Edle aus seiner Gesellschaft

aber gezwungen waren, ihren Weg über Steiermark, Kärnten und Italien zu nehmen. Diese Haltung mußte nun der König aufgeben und sein Land dem großen Heere öffnen. Gemeinsam mit Gottfried ordnete er also den friedlichen Durchzug durch Ungarn an. Das geschah am 20. September 1096.

Indessen hatte der Kaiser in Norditalien fast ohne jede wirkliche Macht und ohne Einfluß auf den Gang der Dinge seine Zeit abgewartet. Er hatte König Koloman von Ungarn zu gewinnen gesucht, um ihn gegen seinen Feind Welf zu hetzen. Aber wie wir sahen, waren die Ungarn genug durch die Kreuzfahrer beschäftigt. Überdies stellte sich König Koloman immer mehr auf die kirchliche Seite, zumal als Gatte einer Tochter des Grafen Roger von Sizilien. Endlich aber war es, wie schon früher erwähnt, dem Kaiser doch gelungen, die Welfen zu gewinnen, indem er ihnen das Herzogtum Bayern zusagte. So erhielt er Luft und konnte zu Ostern 1097 über die nun geöffneten Alpenpässe wieder heimwärts ziehen. Vielleicht haben damals auch mit dem neuen Markgrafen von Österreich die entscheidenden Verhandlungen stattgefunden. Eine Folge dieser Verhandlungen war es wohl, daß Leopold in seinen Besitzstreitigkeiten mit dem kaiserfreundlichen Kremsmünster bald darauf nachgab, was ihm das Lob der Biographen eintrug und seinen Beinamen ‚der Fromme‘ befestigte. Dann zog der Kaiser über Regensburg an den Rhein, ein niedergegangener Stern. Man beachtete ihn kaum, weder freundlich noch feindlich. Alles war den neuen Kunden aus dem Morgenland zugewendet. Seine Widersacher söhnten sich mit dem nun nicht mehr Gefürchteten aus. Auf sein Andrängen setzten sie auf einem Fürstentage zu Mainz 1098 seinen abtrünnigen älteren Sohn Konrad ab und erklärten den sechzehnjährigen Heinrich zum König und Erben des Reichs. Er wurde 1099 zu Aachen gekrönt, nachdem er dem Vater aufs Kruzifix und auf die heilige Lanze hatte schwören müssen, nie dessen Leben und Freiheit zu gefährden, nie sich bei dessen Lebzeiten in die Geschäfte des Reiches zu mischen. Dann führte der Kaiser den Erben nach Regensburg, um ihm auch die Anerkennung der bayrischen Großen zu sichern, die immer eine gewisse Sonderstellung einnahmen. Dorthin zum Osterfest war auch der junge Markgraf L e o p o l d gekommen und hatte aufs neue seine kaiserliche Gesinnung betätigt. Dahin kam auch Herzog Bretislaw von Böhmen, um mit Hilfe des Kaisers seinem Bruder Boriwoy entgegen der landesüblichen Senioratsfolge die Nachfolge zu sichern und ihn mit der Fahne Böhmens belehnen zu lassen. Böhmen war ja erzkaiserlich und hing sogar dem Gegenpapste Wibert an. Um auch den Markgrafen Leopold, seinen mächtigen Nachbar, zu gewinnen, stiftete Bretislaw eine Verlobung zwischen seinem Bruder, dem künftigen Böhmenherzog, und Gerbirga, der Schwester Leopolds. Die Hochzeit wurde im folgenden Jahre 1100 zu Znaim prächtig gefeiert.

Wenn damals auch Ungarn und Böhmen oft zwischen Kaiser und Papst schwankte, so wuchs doch in beiden Ländern der Einfluß der römischen Kirche immer mehr. Bretislaw unterdrückte den slawischen Ritus, Koloman setzte die lateinische Sprache beim Klerus immer mehr durch. Beide Länder hatten ihre Zugehörigkeit zum abendländischen Kulturkreis klar erkannt und gravitierten mit Notwendigkeit der gesamtösterreichischen Interessengemeinschaft zu. Um so bedauerlicher ist es, daß gerade in dieser Zeit durch das Schisma und durch den Investiturstreit die kirchliche Organisation Deutschlands der Anarchie nahe war. So wie

es zwei Päpste gab, waren auch in vielen Diözesen zwei Bischöfe, ein kaiserlich eingesetzter und ein freigewählter päpstlicher. Der Augsburger Annalist klagt: ‚Die Religion verlor ganz ihre Bedeutung; in manchen Gegenden gab es kein bischöfliches, ja gar kein geistliches Regiment mehr; jeder tat, was ihm beliebte, und trachtete nicht nach dem, was Gottes ist.‘ Zudem war die deutsche Kirche ihres Hauptes beraubt. Erzbischof Ruthard von Mainz wurde, weil er sich mit den Kreuzfahrern an den Gewalttätigkeiten gegen die Juden beteiligt hatte, vom Kaiser, als dem Judenschutzherrn, vor sein Gericht zitiert, wegen Ungehorsams zur Flucht gezwungen, vom kaiserlichen Gegenpapst gebannt.



Miniatur, den hl. Leopold darstellend (Kunsthist. Museum, Wien).

Besser schienen sich die Dinge zu gestalten, als kurz nacheinander Papst Urban II. 1099 und der Gegenpapst Wibert 1100 starben und der rechtmäßige Nachfolger Paschalis II. leicht über seine Gegner den Sieg davon trug. Auch durch den Tod des unglücklichen Kaisersohnes Konrad war eine Schwierigkeit aus der Welt geschafft. Kaiser Heinrich selber konnte zwar nur eine geringe Tätigkeit entfalten. Seine Einkünfte zog er hauptsächlich aus den Mainzer Kirchengütern und schlug sich am Rhein herum.

Indessen war das Hauptinteresse der Zeit von den unerhörten Nachrichten eingenommen, die über den Erfolg der Kreuzfahrt aus dem Orient kamen. Die Poesie, von der man nur in den Überlieferungen der gelehrten oder volkstümlichen Dichtung wußte, schien in diese Welt der materiellen Interessen herabgekommen zu sein. Die Länder der Phantasie zeigten sich als wirklich vor den Augen der Zeitgenossen. Es geschahen Taten, die all das erreichten, ja übertrafen, was man nur den fabelhaften Helden der Sage zugeschrieben hatte. Konstantinopel, die Hauptstadt jener römischen Kaiser, die noch in unmittelbarer Abfolge an die Cäsaren des alten Rom anknüpften, war als Ausgangspunkt aller Operationen unmittelbar nahe gerückt. Die Wildnisse von Kleinasien, die Paradiese von Nordsyrien waren so vertraut geworden wie die heimischen Gefilde und Kirchspiele. Alle die Worte, die bisher nur als Klänge wirkten, wurden nun mit bestimmten Anschauungen verbunden. Wohl waren auch schon bisher zahlreiche Pilgerzüge vom heiligen Land mit reicher Kunde zurückgekommen. Aber es war doch ein Unterschied, ob man solche verstreute Erzählungen von privaten Pilgern vernahm oder den gleichsam offiziellen, gemeinsamen, an die Gemeinsamkeit gerichteten Bericht des gesamteuropäischen Heeres. Was waren die Reisemühen der Pilger im Verhältnis zu dieser Völkerbewegung, zu diesen Kämpfen voll Glanz im Angesichte zweier Welten! Um für jene Heldenheere zu beten, wurden in der Heimat jeden Abend die Glocken geläutet. Man lernte nun auch den Menschen

des Orients, seine Zivilisation ganz anders kennen. Man fand dort auf einem mit den ältesten Traditionen gesättigten Boden Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe im blühendsten Zustande, vor allem eine hinreißende Poesie, eine imponierende Philosophie und ein auf der Höhe der Courtoisie anscheinend viel sicherer und glänzender stehendes Rittertum. Nicht nur Gold und Schätze, Land und Burgen, sondern auch Sitte und Bildung gab es da zu erbeuten, unbeschadet des vollen Bewußtseins christlicher Überlegenheit. Und unbeschadet des zweifellosesten Glaubens bildete sich doch jenes Gerechtigkeitsgefühl aus, das aus der damals entstandenen Fabel von den drei Ringen spricht.

Man hörte von dem fabelhaft mächtigen Antiochien, dessen Mauern man mit einem Viergespann befahren, das man kaum in fünf Stunden umwandern konnte. Und dennoch fiel es 1098 in die Hände der Christen. Man hörte von der wunderbaren Findung der heiligen Lanze, von der Gründung christlicher Reiche, endlich von der Einnahme von Jerusalem 1099, von der Besiegung der mächtigsten Heere des Islam, von der Wahl des Lothringers Gottfried, des deutschen Reichsfürsten, zum König oder vielmehr zum Schützer des heiligen Grabes, von Tankreds Belehnung mit Galiläa, und als Gottfried starb, von der Nachfolge seines Bruders Balduin, des in Bethlehem, an der Geburtsstätte des Heilands zu Weihnacht 1100 Gekrönten. Im eroberten Cäsarea hat man sodann 1101 jenen heiligen Gral, die Abendmahlsschüssel aus Smaragd oder vielmehr aus grünem Glasfluß, aufgefunden, den Ausgang schwärmerischester Dichtungen. Jede dieser Nachrichten hatte nicht nur den Jubel des ganzen Abendlandes entfesselt, immerfort waren neue Scharen, durch solche Erfolge ermuntert, den Vorkämpfern nachgezogen. Es war auf der Donau sowohl wie auf den anderen Wegen zu Wasser und zu Land ein beständiges Wogen der Hin- und Herziehenden und Rückkehrenden.

Der wichtigste und größte dieser Züge fällt in das Jahr 1101. Man könnte ihn, wenn nicht schon die überlieferte Zählung feststünde, den zweiten Kreuzzug nennen. Er ist für uns fast noch wichtiger als der erste. Vor allem ging er hauptsächlich von Deutschland aus, und die markgräfliche Familie war daran beteiligt. Ida (oder Itha, Ita), die Mutter Leopolds, schloß sich ihm an, vermutlich, weil sie doch zur Sippe des Hauptanführers, des Herzogs Welf IV. von Bayern, gehörte. Daß ihr Sohn sie reichlich ausstattete, versteht sich von selbst; aber die Angabe, er habe ihr eine bestimmte Summe mitgegeben, um diese am heiligen Grabe zu opfern, ist nur eine Ausschmückung der gefälschten Chronik.

Außerdem nahmen an diesem Zuge teil Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Heinrich von Passau, beide entschiedene Gregorianer, ferner aber auch Konrad, der Marschall Kaiser Heinrichs IV., Abt Ekkehard von Aura (Urs-perg), der berühmte Historiker, und besonders viele Grafen und Herren aus den Donaugegenden. Aus Frankreich schloß sich Stephan von Blois an, der (in feiger Weise) den ersten Zug verlassen hatte, und der glänzende Graf Wilhelm von Poitou oder Aquitanien, der erste bekannte Vertreter der provençalischen Troubadourdichtung. Wieder also waren kaiserlich und kirchlich Gesinnte vereinigt. Es scheint, daß Welf seinen schroffen Parteiwechsel dadurch gut machen oder maskieren wollte. Und vielleicht spielt etwas ähnliches bei der Markgräfin Itha mit. Denn allgemein wurde der glückliche Erfolg des ersten Kreuzzuges als die glänzende Bewährung des reformierten und reformierenden Papsttums, der siegreichen Kirche

angesehen. Und Itha mochte es für notwendig halten, in diesem Sinne die neue kaiserliche Richtung ihres Sohnes zu ergänzen.

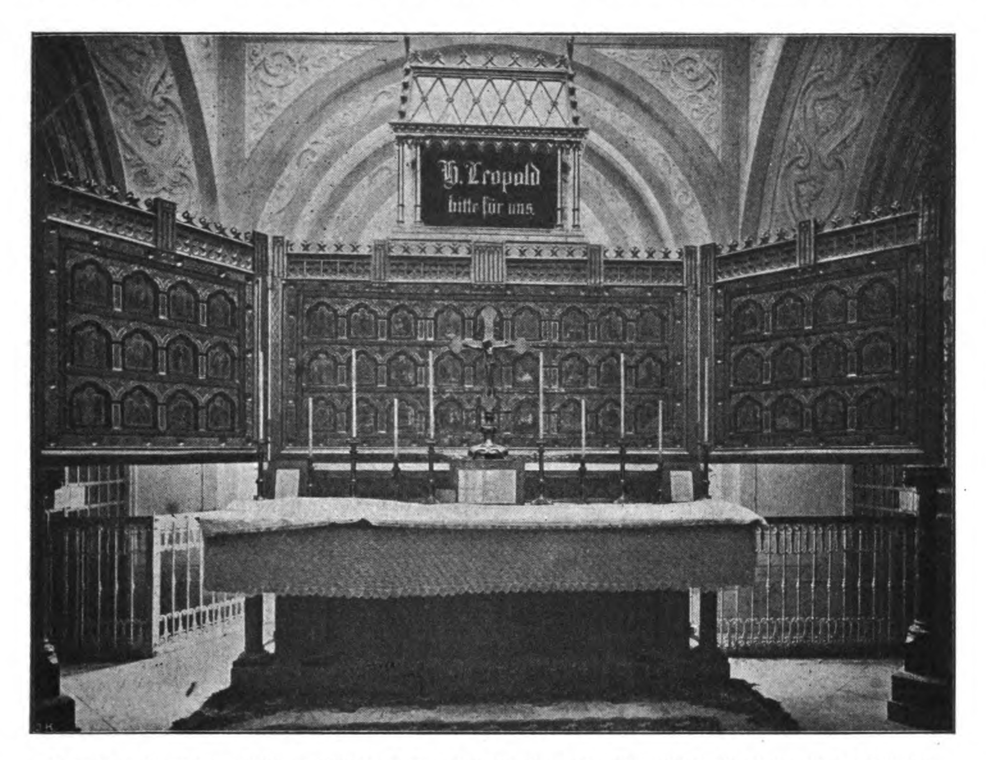
Großes wollte diese Unternehmung leisten und die Taten der Vorgänger übertreffen. Vor allem wollte man Bohemund, den Herrn von Antiochien, aus der Gefangenschaft, in die er jüngst geraten war, befreien, und dann auf Bagdad, den Sitz des Kalifats, selber losschreiten, den Spuren Alexanders des Großen folgend. Aber schon gleich nach dem Übergang über den Halys wurde in dreitägiger Schlacht die Ritterschaft zersprengt, und sie konnte sich nur mit Mühe ans schwarze Meer und von da nach Konstantinopel retten. Der Troß war mit dem Lager in die Hände der Feinde gefallen. Die Knechte wurden erschlagen, die Frauen, edelste wie geringe, in die Sklaverei verkauft. Erzbischof Thiemo starb in der Gefangenschaft, als heiliger Martyrer verehrt. Über die Markgräfin Itha von Österreich schwanken die Berichte; nach verschiedenen Erzählungen wurde sie getötet, entweder auf dem Schlachtfeld von Sarazenen oder von den Pferden zerstampft, oder sie starb auf der Rückkehr in Griechenland; nach einer sagenhafteren Ausschmückung aber soll sie in den Harem des Emirs von Mosul gekommen und die Mutter des den Christen später so fürchterlichen Imadeddin Zenki oder gar des Vaters jenes noch berühmteren Saladin geworden sein. Welf starb auf der Rückreise, nachdem er doch noch wie manche andere zu Schiffe von Konstantinopel aus Jerusalem erreicht hatte. Der Bischof von Passau aber kehrte wohlbehalten aus dem heiligen Lande heim. Die Schuld des Mißerfolgs einer so groß angelegten kriegerischen Unternehmung wurde der Treulosigkeit und dem Verrat der Byzantiner zugeschoben.

Die dauerndsten Folgen dieses Zuges waren aber auch wieder kulturelle. Graf Wilhelm von Aquitanien brachte aus dem Orient nach all diesen Abenteuern die Anregung zu einer neuen lyrischen Kunst, die von da an Jahrhunderte lang die abendländische Literatur und Kultur beherrschen sollte. Aber nicht nur der Provenzale wurde von dieser Einwirkung betroffen, mehr noch der Österreicher. Man will gewöhnlich die Ausbildung des Rittertums, der ritterlichen Minnepoesie in Deutschland herabdrücken, da man einseitig annimmt, alles sei von Frankreich ausgegangen, und von da erst sei der neue Geist allmählich über den Rhein und so weiter nach dem übrigen Deutschland übergesprungen. Aber wir haben gesehen, daß die Kreuzzüge nicht ganz allein von den Franzosen ‚gemacht‘ wurden, und daß kein Land Europas so unmittelbar, so mächtig und so dauernd von der ganzen Bewegung aufgerüttelt werden mußte wie das Donauland, wie die Ostmark. In der Tat spricht alles dafür, die dem Ritter von Kürenberg zugeschriebenen, im Vergleich mit allen anderen, auch denen Dietmars von Aist höchst altertümlichen Lieder gleichzeitig mit denen des ersten Troubadours zu setzen. Und von diesem Anregungszentrum, von der Ostmark, ging denn auch ganz selbständig eine reiche Blüte lyrischen Minnelieds und epischen Heldengesanges aus.

8. Auf der Akropolis von Wien.

Wie groß diese Wirkung der Kreuzzüge auf Österreich war, geht schon daraus hervor, daß Leopold es für nötig fand, bald darauf seine Residenz zu verlegen. Unter den frühern Babenbergern bis auf ihn war sie in Melk, während

Tuln als die Landeshauptstadt galt, wo die Landtage abgehalten wurden. Nun rückte sie noch bedeutend weiter nach dem Osten, auf den die Stadt Wien überragenden Kahlenberg (mons Cetius). Gewiß geschah es deshalb, um dem durch die Kreuzzüge rasch aufblühenden Wien nahe zu sein. Diese Stadt wurde von nun an der Schwerpunkt der Mark. Der Kahlenberg aber war der Schlüssel von Wien, dessen Akropolis. Freilich gehörte das Gebiet des Berges mit Nußdorf, Heiligenstadt, Döbling, Grinzing, Sivering, Neustift nicht zu Wien, sondern zum



Der sog. Verduner Altar mit dem Niello Antipendium, das 1181 Meister Nikolaus aus Verdun für das Chorherrenstift Kloster-Neuburg schuf. (Stift Klosterneuburg.)

Gebiet der Pfarre Neuburg (Niwenburg), heute Klosterneuburg, wo schon Karl der Große die alte Pfarrkirche zum hl. Martin in der untern Stadt errichtet haben soll. In diesem Neuenburg hat schon Kaiser Heinrich III. wiederholt geweilt und dort Urkunden ausgestellt. Der Fürstenhof war wohl schon damals in der jetzigen oberen Stadt, bis im Jahre 1288 Herzog Albrecht, Sohn Rudolfs von Habsburg, am äußersten Ende der Stadt gegen das Kierlingertal am Abhang des Berges eine neue Burg baute.

Zu Leopolds des Frommen Zeit bestand aber auch bereits die Stadt Wien, oder vielmehr sie bestand noch immer fort, und er konnte von seinem neuen Schloß auf dem Berg mit Stolz auf sie herabsehen. Lange Zeit über hatten freilich die Jahrbücher von ihr geschwiegen. Zur Zeit der Gotenherrschaft, etwa um 500, wurde das alte, erst keltische, dann römische Vindobona noch Vindomina

genannt. Daß es von Goten bewohnt wurde, beweist eine alte Inschrift auf einem Goldblättchen, in einem Sarkophage bei der heutigen kaiserlichen Burg gefunden. Karl der Große in einem Brief an seine Gattin, den er von dieser Gegend aus geschrieben hat, sein Biograph Einhard, der Poeta Saxo, erwähnen die Stadt nicht, obwohl Karl auf seinem Heerzug bis Raab kam und die Stelle berührt haben muß. Aus der jahrhundertlangen Karolingerherrschaft sind uns die Namen ganz unbedeutender Orte aufbewahrt, aber nicht der Wiens. Aus dem Umstand, daß Wien heute bei Südslaven und Ungarn ‚Bécs' heißt, mag man vermuten, daß eine slawische Ansiedlung außerhalb der Ruinen der Römerstadt bestand, etwa am Steilabhang der Donau zu; denn ‚Pec' heißt im Südslawischen ein Fels oder Felsabhang, ein Wort, das sich als Pötsch, Pötschen häufig in deutschgewordenen Gegenden erhalten hat. Freilich leiten die Ungarn den Namen von becs = Ehre, Preis ab und fabeln, daß König Stephan diesen Landstrich als Preis für den Brautschatz der bairischen Gisela abgetreten habe. Der neue Name wurde dann vom Flüßchen Wien geschöpft, von dem es zweifelhaft ist, ob er mit dem alten Vindobona zusammenhängt; das nordslawische ‚Viden' mag wohl dafür sprechen.[6])

Aber auch innerhalb der alten Römermauern kann nicht alles wüste gelegen haben. Die Ruprechtskirche soll nach einer in ihr befindlichen Aufschrift 740 gegründet worden sein von den Heiligen Cunaldus und Gisalricus, die zur Bekehrung der Awaren bestimmt waren. Die Kirche St. Peter soll von Karl dem Großen, die Kirche Maria am Gestade von Fischern in der Karolingerzeit erbaut worden sein. Die Stadt wird aber erst 1030 in den Altaicher Annalen unter dem neuen Namen Vienna erwähnt, als sie nach einem unglücklichen Zug der Deutschen von den nachrückenden Ungarn besetzt wurde. Und dann erscheint sie erst wieder als ‚Wiennensis locus' in einer Urkunde von 1137, ein Jahr nach Leopolds Tod. Sie wird da schon eine ‚civitas' genannt; die Pfarrkirche zu St. Peter und mehrere Bethäuser oder Kirchen (oratoria) werden erwähnt. Die Mitgift jener Kirche liegt neben der Stadt, Ställe sind auf Hofstätten (curtiloci) erbaut, vielleicht Pferdeställe für die Fuhr- und Schiffsleute am Fischertor bei Maria am Gestade; diese mußten ja den Verkehr auf der Donau besorgen und hatten gewiß in jenen Kreuzzugszeiten eine plötzliche Vermehrung erfahren. St. Peter und die übrigen Oratorien sollten von nun an dem wienerischen Pfarrer unterstehen. Die Kirche bestand also schon lange, die Pfarre war markgräflich bestiftet, es war schon eine reiche Seelsorge nötig. Daneben werden folgende Ortschaften genannt, die heute bereits zu Wien gehören: Cumpendorf, Meginhardsdorf (Hundsturm), Grinzing, Sivering, Nußdorf, Pezelinesdorf (Pötzleinsdorf), Hitindorf (Hetzendorf), Chalwenberg (Kahlenbergerdorf), Otakring, Hizzing, Chatereberg (Schönbrunn), Hakking. Auch der Ort Wiennerherberge wird erwähnt.[7])

Man kann also sagen, daß die Neugeburt Wiens eine Schöpfung der Kreuzzüge in Leopolds des Frommen Regierung ist. Dadurch gewinnen auch zwei Sagen dieser Zeit historischen Hintergrund; nach der einen soll Leopold den Berghof errichtet haben, nach der andern baute er den Gejaidhof auf dem Platze des heutigen Esterhazy-Palastes in der Wallnerstraße, wo noch eine Inschrift darauf hinweist. Bis dahin also mochte der Wald gehen. Wiens Mauern waren damals keine andern als die ausgebesserten Römermauern, auf denen noch heute

die betreffenden Häuserzeilen wie die Kirche Maria am Gestade ruhen. Leopolds Sohn Heinrich Jasomirgott erweiterte dann die Stadt hauptsächlich durch den neuen Burgbau zwischen Graben und tiefem Graben; die Burgkapelle St. Pankraz war an der Stelle der jetzigen Nuntiatur. Im Osten hatte sich vor den Römermauern ein Fremdenviertel gebildet, auf das noch heute der Regensburgerhof, der Kölnerhof u. s. w. hinweisen. Für dies ungemein rasch anwachsende Viertel mußte alsbald die Stephanskirche vor der Mauer gebaut werden; geweiht wurde sie 1143 oder 1157 und sie stieg wegen der Bedeutung dieser Fremdenstadt auch schnell zum Rang einer Haupt- und Pfarrkirche empor unter passauischem Patronat. Auch viele Juden waren vor den damaligen Judenverfolgungen nach Österreich entflohen und fanden hier Schutz.[8])

Durch all dies gewinnt erst die Verlegung der markgräflichen Residenz auf den Kahlenberg ihre volle geschichtliche Bedeutung. Man kann sagen, daß erst Leopold wieder die einzige geographische Lage von Wien am Kreuzungspunkt der Donau mit der Alpenkette richtig erkannt und so die Zukunft der späteren Kaiserstadt, des eigentlichen Schlüssels für alle europäischen Unternehmungen nach dem Orient hin, des Zankapfels von Türken und Franzosen, begründet hat, eine Zukunft, die auch in der Gegenwart noch lange nicht zur Vergangenheit geworden ist. Übrigens dürfte auch die Burg auf dem Kahlenberg auf den Ruinen einer römischen und gotischen Wartburg aufgebaut sein. Interessant ist, was die Bollandisten in einer Note zum Leben St. Severins (8. Jan. S. 488) sagen, Leopold habe zu seinen Bauten Steine von der Ruine zu Heiligenstadt verwendet, die noch von Severinus herrühre. Wenn sich dies auch nicht erweisen läßt, so beleuchtet es doch die Pietät des Stifters. Damit stimmt sehr gut der Versuch, das alte, aus dem Leben Severins so wohlbekannte Faviana mit dem neuaufstrebenden Wien zu identifizieren. Hat doch schon Leopolds Sohn, Otto von Freising, diese am Hof seines Vaters geltende Meinung befestigt, um so ganz im Sinne alter Sagenbildungen unkritischer, aber dafür um so tatkräftigerer Zeiten und Völker alle berühmten Traditionen der Vergangenheit in einen Strom zu vereinigen und neues Leben mit altem, abgelegtem Schmuck zu zieren.

Über das Jahr, da die Burg auf dem Kahlenberg erbaut und bezogen wurde, haben wir zwar keinen authentischen Bericht, doch ergibt sich die Zeitgrenze 1101—1106 von selbst: die Jahre nach den ersten Kreuzzügen und vor der Vermählung. Es ist kein Zweifel, daß bei dem vielen Geld, das die Kreuzfahrer und die sie begleitenden Händler ins Land brachten, auch die Burg von nicht ärmlicher Anlage war. Thomas von Haselbach beschreibt sie im 15. Jahrhundert, wo sie schon arg verfallen war, also: Kallenberg (alias in ‚monte Calvo') war einst eine durch Lage und Bau ausgezeichnete Burg, vor Zeiten durch Natur und Kunst auf dem Gipfel des sanft ansteigenden Berges mit königlicher Pracht errichtet, befestigt durch Türme und durch die stärksten Mauern, sowie durch Schutzdächer oder Gewölbe, die rings im Kreise angebracht wurden; geschmückt durch marmorne und eherne Statuen am Eingang und in den Umgängen. Diese hat wegen ihrer Feinheit und Schönheit der Herzog Albrecht III. mit dem Zopf 1377 nach seinem neuen Lustschloß Laxenburg bringen lassen, wo sie noch zu Haselbachs Zeiten gezeigt wurden. Seit jenem Herzog Albrecht kam das Schloß in Verfall, bis es Kaiser Albrecht II. mit der Schloßkapelle zu Ehren des heiligen Georg wieder erneuern

ließ. Die aufrührerischen Wiener schossen es 1462 in Brand. Matthias Corvinus besetzte es 1477 und 1483. 1529 wurde das Schloß gesprengt. In der Belagerung durch die Türken 1683 ward es noch mehr zerstört. Kaiser Leopold I. ließ 1693 aus dem Schutte eine Kirche bauen, seit welcher Zeit jene Spitze der Leopoldsberg heißt.[9])

Der Name Kahlenberg erinnert aber noch heute an die Zeit, wo der Berg nicht wie jetzt mit Wald bestanden, sondern ein hochkultivierter Weinberg war. Diesen jetzt verschwundenen Hochstand ehemaliger Kultur bezeugen noch heute waldüberwachsene Steinhügel, aus den einstigen Gärten zusammengeworfen und im Mittelalter als Hünenhügel gedeutet, als Grabstätten der Herrscher einer fabelhaften Urzeit. So die Chronik des Hagen.

9. Leopold im Kaiserstreit 1103—1105.

Der Haupterfolg der päpstlichen Reformideen hatte sich so glänzend in der Idee des Kreuzzugs ausgesprochen, daß all dies auch auf den alternden Kaiser einwirkte. Er beschloß, sich mit Papst Paschasius auszusöhnen. Das erklärte er öffentlich vor den Fürsten und sodann in einem Schreiben an Abt Hugo von Cluny, worin er auch Gutmachung des durch ihn angerichteten Schadens versprach. Zu diesem Zweck wollte er zuerst nach Rom, darnach ins heilige Land ziehen. All dies ließ der Kaiser am Epiphaniasfeste, 6. Januar 1103, im Dom zu Mainz feierlich durch den Bischof von Würzburg in der Predigt verkünden; er wollte indessen die Regierung des Reichs seinem zum Nachfolger gewählten Sohn Heinrich übertragen. Unter Tränen bekräftigte er selber noch die Worte des Bischofs. Fürsten, Klerus und Volk stimmten ihm jubelnd zu, und viele aus allen Teilen des Reichs gelobten ihm Folge. Ein Reichsfriede wurde ausgeschrieben. Auch Markgraf Leopold wird auf diesem Hoftage gewesen sein und wird wohl auch dem Beispiel seines Lehensherrn gern gefolgt haben. Aber die Angabe, daß er ein förmliches Kreuzzugsgelübde abgelegt habe, ist ebenso unbewiesen wie die, daß er es im nächsten Jahr 1104 wiederholt habe. Die echten Chroniken bieten nämlich für dieses Jahr 1104 nur die dürre Notiz: ‚Der Markgraf ist mit dem Ritterschwert umgürtet worden'. Sie klingt freilich ganz rätselhaft. Sollte Leopold, der doch schon acht Jahre lang regierte, erst jetzt aus einem Knappen ein Ritter geworden sein, die Schwertleite gefeiert haben? Denn das bedeutet eigentlich der Ausdruck. Aber er muß damals schon etwa dreißig Jahre alt gewesen sein, wenn wir auch sein Geburtsjahr nicht genau kennen, sondern nur wissen, daß er sich im Jahre 1125 bereits als einen alten Mann bezeichnete. Diese Schwierigkeit hat wohl zu der Kombination Anlaß gegeben, daß Leopold vielleicht damals das Schwert zum Kreuzzug sich umgürten ließ. Auch die nähere Ausschmückung jenes Vorgangs, daß dies nämlich zu Melk am 11. November und durch den vor kurzem aus dem heiligen Land zurückgekehrten Bischof Ulrich von Passau geschehen sein soll, ermangelt des nötigen urkundlichen Beweises. Vielleicht liegt die einfachste Lösung des Rätsels darin, daß der fromme und als Gelehrter erzogene Markgraf seine Wehrhaftmachung absichtlich so lange als möglich hinausgeschoben habe. Nun aber habe er sich nicht länger dagegen wehren können, sei es, daß er den Kreuzzug im Sinne hatte oder seine bald darauf erfolgte Verheiratung.

Bevor der Kaiser an die Ausführung seines Gelübdes denken konnte, mußte er seine Stellung im Innern gefestigt und den Frieden mit dem Papste wirklich geschlossen haben. Aber da kam es wieder zu Händeln über die Besetzung des Bistums Cambray, zu Unruhen und Gewalttaten in Westfalen, in Sachsen. Wie wenig der Kaiser galt, zeigte sich zu Weihnachten 1103 in Regensburg, wo die empörten Dienstmannen an dem Grafen Sieghart von Burghausen eine Art von Lynchjustiz übten. Man kann zweifeln, ob der Kaiser die Tat nicht hindern konnte oder wollte. Jedenfalls rief seine Untätigkeit oder Unfähigkeit den Unwillen des Adels hervor. Es ist begreiflich, daß der Papst den öffentlich verkündigten Friedensabsichten des Kaisers nach den Erfahrungen so vieler Jahre nicht traute; er ließ sich nicht auf Verhandlungen ein, und es scheint, daß der Kaiser auch keine ernstlichen Versuche der Anknüpfung machte. Selbst treue Anhänger des Kaisertums wurden dadurch immer mehr auf die Gegenseite gezogen, wie z. B. Otto, der das Bistum Bamberg wohl vom Kaiser annahm, aber nur vom Papst oder von einem ganz reinen Bischof Investitur und Weihe empfangen wollte.

Die ganze Regierungszeit Heinrichs IV. war von Fürstenaufständen bedroht gewesen. Nun aber bereitete sich eine Verschwörung vor, die wirklich ihr Ziel, die Absetzung des längst mißliebigen Kaisers, durchsetzte. Wir müssen sie eingehender schildern, weil sie auch den frommen Leopold in ihre Kreise zog und die entscheidende Wendung seiner Politik wie seines Schicksals verursachte.

Die Hauptanstifter waren Graf Dietrich von Katlenburg, Graf Berengar von Sulzbach, Markgraf Dietpold von Nordgau, Graf Otto von Habsburg, Heinrich von Limburg. Sie machten sich bei Jagden, Spielen und Gelagen an den jungen König Heinrich heran und schürten seinen angebornen Ehrgeiz, seine Herrschsucht, seine Angst, er könnte etwa durch den Sturz des ganzen Hauses auch sein Thronfolgerecht verlieren. Der junge Heinrich hatte wohl einst schwören müssen, auf alle Regierung zu Lebzeiten des Vaters zu verzichten; aber eben vor kurzem erst hatte sein Vater ihm eine gar zu nahe Aussicht auf die erwünschte Herrschaft eröffnet, da er den Kreuzzug feierlich gelobte und seinen Sohn als Stellvertreter zurücklassen wollte. Dadurch, daß er sein hohes Gelübde zu erfüllen zögerte, verging er sich nicht nur gegen Gewissen und Kirche, er enttäuschte auch bitter die Hoffnungen des Sohnes. Zudem mochte der hochstrebende Jüngling empört genug sein ob des Niedergangs des kaiserlichen Ansehens, das sein Großvater so glänzend dem Hause hinterlassen hatte. Er mochte sein Gewissen damit beschwichtigen, daß es hier seine Pflicht sei, als rechtlich erklärter Erbe auch gegen seinen Vater das Erbe vor gänzlicher Zerrüttung zu wahren. Er mußte fürchten, daß ihm andere zuvorkämen. Die Rechtsfrage mochte ihm, da ja sein Vater immer noch im Banne stand, nicht so schwierig scheinen. Aber natürlich trieb ihn all das in die Arme der kirchlichen Partei.

Es war daher naheliegend, daß einer der vielen Streitpunkte zwischen kaiserlichen und gregorianischen Klerikern den Anlaß zum Bruche geben mußte. Es handelte sich um die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Magdeburg. Als der kaisertreue Hartwig gestorben war, lenkten die kirchlich Gesinnten die Wahl auf Heinrich von Sasle. Die Kaiserlichen aber widersetzten sich der Weihe und schickten Gesandte an den Kaiser nach Lüttich, um ihn zum Eingreifen zu vermögen. Graf Dietrich von Katlenburg, einer der Hauptverschwornen, überfiel

aber diese Gesandtschaft und nahm sie gefangen. Er gab an, im Interesse der Kirchenreform gegen jene Simonisten vorzugehen, und es schien, daß er vom Erzbischof Ruthard von Mainz dazu autorisiert sei. Das geschah im Sommer 1104. Im Herbst rückte nun das Heer des Kaisers an, um diesen neuen sächsischen Aufstand zu züchtigen. Auch der junge Heinrich war im Gefolge seines Vaters; er verließ aber bei Fritzlar plötzlich und heimlich bei Nacht mit anderen verschworenen Herren das Lager des Kaisers und wandte sich nach Bayern, wo der Hauptherd der Unzufriedenen war. Mit ihnen hielt er in Regensburg das Weihnachtsfest. Der Kaiser, also von seiner festesten Hoffnung verlassen, ungewiß über die Ausdehnung der Verschwörung, mußte den Feldzug abbrechen, das ihm verdächtig gewordene Heer auflösen und nach Mainz unverrichteter Sache zurückkehren.

Der junge König zog sogleich die politischen Konsequenzen seines Schrittes. Er erklärte öffentlich, daß er wie alle seine Mithelfer nicht länger dem im Bann unbußfertig beharrenden Kaiser anhängen könnten und dürften. Er sandte auch eine Botschaft an Papst Paschalis und unterwarf sich ganz seiner Entscheidung. Der Papst solle über den Eid richten, den er einst dem Vater geleistet; er möge ihn selber absolvieren und wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen; er möge entscheiden, ob er mit Recht die Regierung des Reiches übernehmen könne.

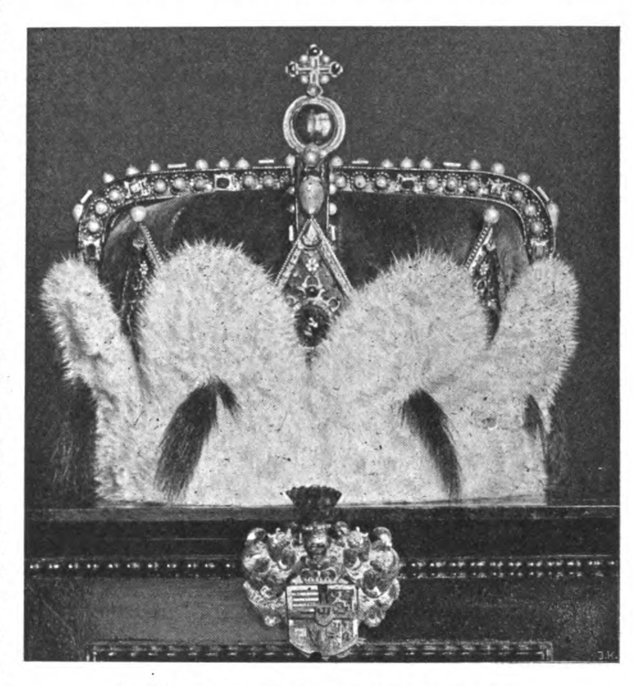
Freilich unterließ auch der Vater nicht, durch die Erzbischöfe von Trier und Köln, den Herzog Friedrich von Schwaben und den Kanzler Erlung auf den Sohn zu wirken; aber es war umsonst. Der König konnte die Anklagen des Meineids und die Vorwürfe der Undankbarkeit entkräften, indem er sich auf den kirchlichen Rechtsstandpunkt stellte. So rächte sich denn des Kaisers langes Zögern, seine Rücksichtslosigkeit dem päpstlichen Banne gegenüber am eigenen Fleisch und Blut. Er selber hatte dem Sohn und so vielen ehemals treuen Anhängern die Waffen in die Hand gegeben.



Stoffrest von einem Mantel des hl. Leopold.
(Stift Klosterneuburg.)

Wenn in dem Vorgehen des jungen Königs auch gewiß, wie aus seinem folgenden Verhalten hervorgeht, die nackte Selbstsucht weitaus die Gewissensfrage überwiegt, so darf doch nicht geleugnet werden, daß durch seine kühne Stellungnahme und durch die Motive, mit denen er sie verteidigte, gar vielen, ja den meisten die Augen geöffnet wurden. Jene mittelalterlichen Gemüter waren

doch von sehr komplizierter Beschaffenheit. Ihre unbedingte Gläubigkeit und ihr Gehorsam gegen die geistliche Macht der Kirche, Mächte, denen sich auch Heinrich IV. niemals ganz entziehen konnte und wollte, wurden nur zeitweise durch die unbändigen natürlichen Instinkte der Herrschsucht, der Genußsucht, durch die weltlichen Bande der auch fast bis ans Unbedingte gehenden Lehenstreue unter die Schwelle des Bewußtseins hinabgedrückt. Niemand zweifelte an der Wirksamkeit und auch wohl an der Rechtmäßigkeit des Bannes; aber im Drang des Lebens und Ringens, in der Leidenschaft des Blutes hörte man gar nicht jene Stimme des Gewissens. Das änderte sich mit einem Schlag durch die lang vorbereitete Entscheidung des Thronerben. Es hatte endlich so kommen müssen. Alles hatte instinktiv darauf gewartet; auch der Kaiser mußte ganz genau wissen, daß selbst jener starke Eid, den er einst dem Sohn abgenommen, nichtig und widerspruchvoll sei, solang er selbst sich außerhalb der rechtlichen Grundlage der christlichen Zivilisation, des ‚römischen‘ Kaisertums stellte. Mit all diesen Erwägungen wird allerdings die Häßlichkeit von Heinrichs des jungen Vorgehen nicht beschönigt.



Der Erzherzogshut. (Stift Klosterneuburg.)

In jenen Tagen aber hielt man seine Motive für echt; man fühlte sein Vorgehen als eine Befreiung von einem lange drückenden Alp. Das kirchliche Gewissen kam auf einmal wieder zur vollen Geltung. Gebhard von Konstanz konnte wieder als Legat des Papstes in sein Bistum zurückkehren und dem jungen König die Friedensbotschaft von Rom bringen: Verzeihung, Lossprechung ihm und seinen Anhängern, freilich nur unter der Voraussetzung, daß in der Tat die Bedrängung der Kirche aufhören werde. Der neuen Fahne folgten, durch Bischof Ruthard angeregt, viele vornehme Herren Sachsens und Thüringens, und sie versprachen die Reformierung der verwahrlosten Bistümer und Abteien. Man sprach wieder die Überzeugung aus, daß es außer der Kirche so wenig ein Heil gebe, wie es außer der Arche zur Zeit der Sündflut eine Rettung gab. Der junge König pilgerte voll Andacht und Buße zu Ostern 1105 barfuß nach Quedlinburg. Auf einem Landtag zu Goslar wurde die Säuberung der Kirchen von den Anhängern des Kaisers beraten, eine gründliche Reformation im Sinne Roms und

Clunys. Das wurde auch sogleich in Halberstadt und in Kloster Ilsenburg, in Hildesheim und Minden durchgeführt. Eine Synode zu Nordhausen erließ die strengsten Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe, über Gottesfrieden, über die Fasten. Der junge König erschien dabei nicht als Vorsitzender, sondern eher als Büßer, versicherte auch unter Tränen, daß er nur die Bekehrung seines Vaters bezwecke und ihm gerne wieder weichen werde, wenn er sich wirklich mit der Kirche ausgesöhnt habe. Es war ein vollkommener Triumph der gregorianischen Ideen; auch Zögernde unterwarfen sich endlich. Alles war ja in die Gewalt des päpstlichen Legaten gegeben. Nur ein Fehler zerstörte schließlich wieder alles, nämlich die allzugroße Hast, die auch der Papst später tadelte. Vor allem ging man wie aus Vergeßlichkeit über die Investiturfrage hinweg, obwohl man sie doch damals allein erfolgreich und gründlich hätte lösen können. Das war eben der Fluch der Unaufrichtigkeit, der von seiten der Großen über der ganzen Verhandlung lastete.

Man rückte im Sommer auf Mainz zu, wo der Kaiser wohlverwahrt sich barg. Aber man scheute offene Gewalt. Man wollte ja, wie man verkündigt hatte, nur den Kaiser ‚bekehren'. Verhandlungen wurden angesponnen. Der Kaiser erklärte sich wohl bereit, dem Papste sich zu unterwerfen und den päpstlichen Erzbischof von Mainz, Ruthard, anzuerkennen; aber mit starrem Selbstbewußtsein wollte er sich das Kaisertum und das Gericht über seinen Sohn vorbehalten wissen. Daran scheiterte alles. Man kriegte nun um einzelne Städte: Würzburg, Nürnberg, Regensburg. Die Städter scheinen sich dem Kaiser geneigter gezeigt zu haben; sie standen ja immer mit dem Klerus auf gespannterem Fuß. So mußte der junge König vor dem alten Kaiser aus Regensburg weichen, und dort in der Nähe am Ufer des kleinen Flußes Regen zogen sich nun die Anhänger beider Parteien zur Entscheidung zusammen. Am rechten Ufer stand das Heer des Königs, meist Schwaben und Baiern, am linken das des Kaisers. Auch er hatte seine letzten Freunde berufen, und seinem Hilferufe war vor allem Markgraf Leopold der getreue gefolgt, sowie dessen Schwager, der Herzog Boriwoj II. von Böhmen.

Man mag sich vielleicht wundern, unseren Heiligen unter den Feinden der kirchlich Gesinnten stehen zu sehen. Aber das Bedenken schwindet, wenn man erwägt, daß all diese Feldzüge jenes Jahres weniger den Charakter blutiger Entscheidungskämpfe als den bewaffneter Tagungen und Verhandlungen hatten, mit wechselndem Schauplatz, mit mannigfacher Verschiebung der Parteiverhältnisse. Man darf vermuten, daß auch Leopold nichts anderes beabsichtigte, als die gewiß arg genug verwirrten Händel des Reiches durch seine Gegenwart zum Austrag zu bringen. Das konnte aber nach den damaligen Verhältnissen nur gestützt auf bewaffnete Macht geschehen. Leopold hatte sich zu Beginn seiner Regierung dem Kaiser genähert, denn nur also konnte er überhaupt die Belehnung mit der Ostmark erhalten. Es war sodann seine Pflicht, dem Lehensherrn nach Kräften die Treue zu halten. Freilich war dieser im Bann. Aber er konnte ja davon gelöst werden. Der Kaiser hatte wiederholt versprochen, die Aussöhnung anzubahnen, er hatte sogar einen Kreuzzug gelobt als Siegel dieses Ausgleiches. Gewiß hatte Leopold den Abfall des jungen Königs und die weiteren Ereignisse mit größter Spannung verfolgt. Er hatte sich bisher noch nicht bewogen gefühlt, der Partei des Sohnes beizutreten, obwohl sie ja das Recht und die Weihe der Kirche für sich zu haben schien. Wir können das sehr wohl verstehen und würdigen. Der

alte Kaiser war ja noch immer nicht ganz aufgegeben, noch immer nicht abgesetzt. Wenn der Papst selber noch mit ihm verhandelte, so durfte er es auch. Er durfte hoffen, gerade als sein getreuer Anhänger vielleicht wohltätiger auf ihn einzuwirken denn als sein Gegner, als ein empörter Vasall. Daß er im Herzen als entschiedener Anhänger des kaiserlichen, antikirchlichen Prinzips kam, ist sehr unwahrscheinlich, ist fast undenkbar. Bei seinem Schwager Boriwoj, den er gewiß bewog, mitzuziehen, ist es ebenso ausgeschlossen. Denn gerade in den böhmischen Erbstreitigkeiten hatte sich der Kaiser durchaus nicht zuverlässig gezeigt. Auch dem Böhmen kam es gewiß vor allem darauf an, mit bei der Entscheidung zu sein und seine ganze Macht in die eine oder in die andere Wagschale zu legen. Bei beiden überwog noch der Abscheu vor dem pietätlosen Vorgehen des Sohnes. Noch Otto von Freising, Leopolds Sohn, nennt es in seiner Chronik ein unmenschliches und in der Welt unerhörtes Faktum, und der Prager Chronist Kosmas kann sich's nicht anders erklären als durch die Annahme, der Teufel, der Erfinder der Zwietracht, habe in diesem Unglücksjahre den Samen des Zwistes über den Erdkreis ausgesät.

Für die schon ursprünglich friedliche Absicht der meisten Herren spricht der weitere Verlauf der kriegerischen ‚Zusammenkunft'. Drei Tage nach einander zog man aus den beiden Lagern einander entgegen bis an den seichten Fluß. Es kam zu Auseinandersetzungen, zu Wortwechseln, zu hitzigeren ‚Duellen', aber im ganzen doch zu keinem Handgemenge. Daß Tätlichkeiten vorfielen, daß ein kaiserlicher Graf erschlagen, ein anderer gefangen wurde, ist schließlich weniger zu verwundern, als daß es nicht doch zu einer förmlichen Schlacht ausartete. Da man aber offenbar von beiden Seiten ein solches Unglück endlich doch fürchtete, traten am Abend des dritten Tages die Hauptanführer zu einer Aussprache zusammen. Die ganze Richtung der herrschenden Gesinnung äußerte sich schon darin, daß sie an dieser Tagung wohl den jungen König, nicht aber den Kaiser teilnehmen ließen. Offenbar hatte sich im Verlauf dieser Tage herausgestellt, daß er bereits moralisch ein toter Mann sei, besonders, da er noch immerfort in seiner ‚Unbußfertigkeit' verharrte. Die Situation war also bald geklärt, wie der Chronist sagt, auf Eingebung des göttlichen Geistes.

Aber noch ein zweites, menschlicheres Motiv scheint hier mitgewirkt zu haben. Wir dürfen es deshalb, weil es uns vielleicht für das Idealbild des Heiligen auf Goldgrund nicht passend erscheint, nicht ignorieren oder ganz wegdeuten. Dazu wird es zu stark von seinem eigenen Sohn Otto von Freising betont. Dieser sagt nämlich in seiner Chronik, daß Heinrich der jüngere die beiden mächtigsten und ausschlaggebenden Anhänger des Kaisers durch viele Beweggründe, den Markgrafen insbesondere aber dadurch gewonnen habe, daß er ihm seine Schwester Agnes, die eben erst vor kurzem durch den Tod des Herzogs Friedrich von Schwaben Witwe geworden war, zur Gattin versprach.

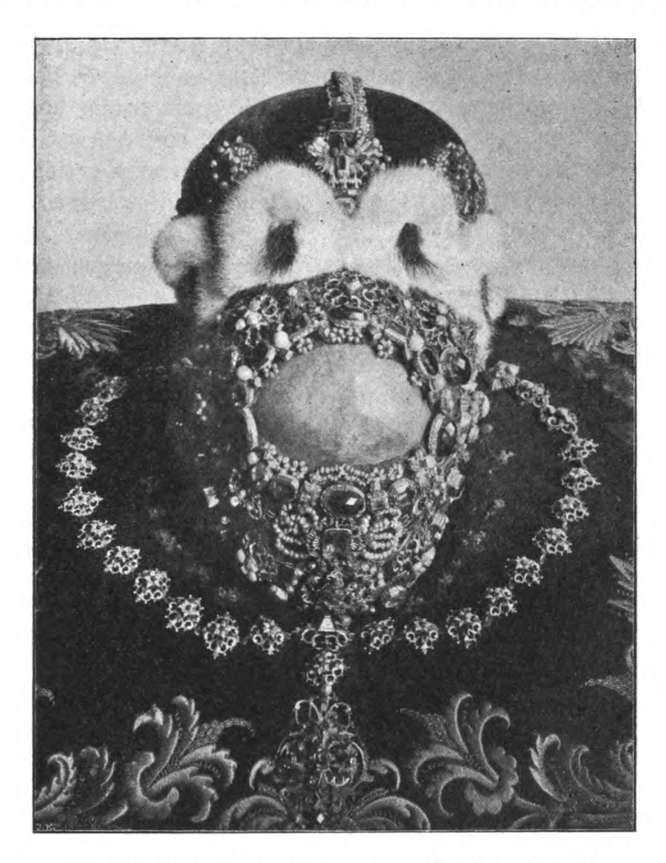
Ein Kampf war also überflüssig geworden. Alle, die Fürsten wie der König, waren darüber einig, der Kaiser müsse sich endlich dem Papst unterwerfen und die Lossprechung vom Banne gewinnen; dann könne er wieder in sein Herrscherrecht eintreten. Bis dahin aber komme es allerdings nach Rechten dem erwählten Erben zu, die Interessen des Reiches zu wahren. Der König handelte auch sogleich gemäß dieser Richtschnur. Er zog sein Heer zurück und schickte Bot-

schaft darüber an seinen Vater, indem er ihn zugleich warnte, sein eigenes Heer gebrauchen zu wollen. Man muß annehmen, daß auch die beiden Schwäger Leopold und Boriwoj im Sinne jenes Fürstentags den Auftrag übernommen hatten, ihrerseits den Kaiser von jeder Gewalttätigkeit abzuhalten, ihn vielmehr zu vermögen, wieder die rechtliche Grundlage seiner Herrschaft durch Aussöhnung mit dem Papst sich zu erwerben. Sie konnten diesem Auftrag keinen stärkeren Nachdruck geben, als indem sie erklärten, daß sie ihre Mitwirkung zu einem Bürgerkrieg nicht geben könnten, daß er also mindestens auf ihre Kontingente nicht zählen dürfe. Es ist zu vermuten, daß sie ihm auch ihre Unterstützung anboten für die nun erwarteten Schritte der Aussöhnung mit der Kirche.

Der Kaiser entschied sich vorläufig dafür, die Gastfreundschaft des Böhmenherzogs anzunehmen. Voll Groll und Scham verließ er bei Nacht mit wenigen Begleitern das Lager und zog nach Böhmen, wo er von Boriwoj ehrenvoll beherbergt und dann auf seinen eigenen Wunsch bis zum Erzgebirge geleitet wurde. Von da zog er unter dem Schutz eines Schwagers des Böhmenherzogs über Sachsen nach Mainz. Sein Sohn hatte indessen Regensburg, Würzburg und Speier mit den Schätzen des Kaisers in Besitz genommen und überall Männer der kirchlichen Reform eingesetzt. Er hatte befohlen, den Kaiser ungekränkt zu lassen, um ihm die Aussöhnung mit Rom nicht unmöglich zu machen. Freilich konnte er nicht dulden, daß der Kaiser in Mainz sich weiter auf die antireformatorische Partei stützte und keine Miene machte, das zu tun, was man von ihm verlangte. Beim Herannahen des Sohnes floh der Kaiser; denn er traute nun auch seiner nächsten Umgebung nicht mehr, und der junge König konnte den Erzbischof Ruthard nach achtjährigem Exil in sein endlich dem Papste wieder unterworfenes Erzbistum zurückführen.

Nun sollte ein Reichstag zu Mainz alles ordnen. Auch der Kaiser war entschlossen, dahinzukommen, im Vertrauen auf die Sympathien der Mainzer. Der Sohn zog ihm entgegen, um Gewalttätigkeiten zu verhindern und den Vater dringend zu bitten, sich doch vorher mit dem Papst auszusöhnen. Wohl versprach er ihm dabei unbedingt, wie es scheint, ihn selber nach Mainz zu bringen; aber Erzbischof Ruthard mit seiner ganzen Partei weigerte sich, den noch immer im Bann Befindlichen zuzulassen. Und das war eigentlich auch in der Ordnung. So mußte der Kaiser die ganze Zeit des Reichstags während des Weihnachtsfestes 1105 fast als Gefangener auf der Burg Böckelheim bei Bingen verbringen. Mit ihm unterhandelte der große Fürstentag zu Mainz, der alle hervorragenden Fürsten vereinigte, also wohl gewiß auch den Markgrafen Leopold. Es waren Freunde und Feinde des Kaisers, aber man scheint über die zu nehmenden Maßregeln einig gewesen zu sein. Das Vorgehen war allerdings hart genug. Aber war es anders möglich gegen den Mann, der sich so oft unzuverlässig und wortbrüchig erwiesen hatte, von dem man keine Aufrichtigkeit mehr erwarten konnte? Er wurde nach Ingelheim gebracht und mußte vor dem päpstlichen Legaten ein Bekenntnis seiner Vergehen gegen die Kirche ablegen. Man ging auf seine Berufung an den Papst nicht ein, da man sie nur als ein Hinausziehen der Sache auffaßte. Auch die sofortige Absolution wurde ihm verweigert, gewiß nicht mit Unrecht, da man sich doch erst von seiner wahrhaft und dauernd bußfertigen Gesinnung überzeugen mußte und Gründe genug hatte, sie zu verdächtigen. Der junge König

wurde durch einen neuen Wahlakt bestätigt. Die Reichsinsignien wurden ihm übergeben. Allerdings hatte die Kirche auch Grund, ihm zu mißtrauen und sein ganzes Vorgehen nicht als ein ganz gewissenhaftes anzusehen. Daher richtete der Erzbischof noch folgende ernste Mahnung an ihn: ‚Solltest du nicht als ein gerechter Regent des Reichs und Schutzvogt der Kirche Gottes dich zeigen, so wird es dir wie deinem Vater ergehen.' Nun aber schien der Sieg der päpstlichen Reformpartei entschieden, das Schisma erledigt. Alle Wibertisten verschwanden, die



Schädelreliquie des hl. Leopold. (Stift Klosterneuburg.)

Reuigen wurden erst nach sorgfältiger Bewährung wieder angenommen. Was man ein Menschenalter lang angestrebt hatte, war erreicht, allerdings nur erreicht durch die ärgernisvolle Stellungnahme des Sohnes gegen den Vater.

Von diesem Standpunkt aus müssen wir auch die Haltung Leopolds des Frommen würdigen. Sie war von Anfang an durchaus und vollkommen korrekt, klug, wohlwollend. Als Sohn seines Vaters, als Schüler Altmanns war der junge Markgraf gewiß ganz von gregorianischen Reformideen durchdrungen. Seine Klugheit mußte ihm aber sagen, wie wenig durch einseitigen Fanatismus jene Reformideen verwirklicht und gesichert werden konnten, wie sie vielmehr durch Übertreibung am meisten gefährdet würden. Wollte er den Kaiser als den be-

rufenen Schützer der Kirche dafür gewinnen, so mußte er sich bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit an ihn anschließen. Darum blieb er ihm auch treu trotz der früher feindseligen Stellung seines Hauses; er blieb ihm treu, auch nachdem er die Belehnung erhalten, nachdem also jeder selbstsüchtige Grund weggefallen war. Er blieb ihm treu trotz des Bannes, da er ja noch immer hoffen konnte und mußte, daß jener sich davon befreie, und gewiß wäre dies das wünschenswerteste gewesen. Aber es geschah nicht. Der Kaiser beharrte in seiner ‚Unbußfertigkeit‘ und mußte wohl auch vom praktischen Standpunkt aus darin beharren; denn seine einzigen Anhänger waren ja jene Männer und jene Kreise, die ein Interesse daran hatten, daß die Reformpartei nicht ans Ruder käme und ihre Stellungen gefährde. Seit dreißig Jahren arbeiteten die Fürsten Deutschlands darauf hin, daß sich der Kaiser entweder aufrichtig mit der Kirche versöhne, oder daß er abgesetzt werde. Erst jetzt ward es endgiltig offenbar, daß der Kaiser sich nicht versöhnen wolle und könne; erst jetzt war auch eine Absetzung möglich, da ein rechtmäßiger Erbe da war, der selber die freilich häßliche Rolle auf sich nahm, gegen den eigenen Vater vorzugehen. Die Haltung des Sohnes war allerdings wenig pietätvoll, aber sie war nach Recht und Anschauung wohl begründet. Sie war schließlich wirklich die einzige Rettung für das Reich und für die kirchlichen Verhältnisse im Reich. Gewiß hätte der Sohn ohne Leopolds Entscheidung am Regenflusse nichts erreicht. Der Markgraf hat damals, als die Hauptstütze des Kaisers mit seinem böhmischen Schwager, die Entscheidung herbeigeführt. Aber man kann das keinen Verrat, keinen Abfall nennen. Man kann nur die Langmut, die Milde, die Versöhnlichkeit bewundern, mit welcher der Markgraf bis zu diesem äußersten Punkt noch immer an der Heilbarkeit der Lage festhielt, wie er noch immer dachte, das Übel dadurch zu überwinden, daß er es mit Liebe statt mit Haß besiegte.

10. Leopolds Ehe mit Agnes 1106.

An die anscheinende Parteiänderung Leopolds schloß sich ein Ereignis, das allerdings wie ein Kaufpreis für seinen Abfall aussah, in Wirklichkeit aber nur beweist, daß er damals einer der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten war, daß sich ihm das Kaiserhaus auf jede Weise verbinden wollte. Ihm wurde die Schwester des jungen Königs verlobt, Agnes, die Witwe Herzog Friedrichs von Schwaben. Aber Agnes war ja auch die Tochter des Kaisers, und Leopold wurde also nicht nur der Schwager des jungen Heinrich, sondern auch der Schwiegersohn des alten. Und gewiß hätte er mit gleichem Recht die Braut aus der Hand des Vaters wie aus der des Bruders empfangen können. Freilich ist es schon an sich bezeichnend, daß sich Agnes nach dem Tod ihres ersten Gatten nicht zu ihrem Vater, sondern zu ihrem Bruder begab.

Agnes war die Tochter jener unglücklichen, von ihrem Gemahl trotz ihrer Treue so übel behandelten Bertha, jener Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin. Der junge, erst fünfzehnjährige, eben mündig erklärte Herrscher hatte sie gegen seinen Willen am 13. Juli 1066 heiraten müssen, nachdem das Kind ihm bereits zehn Jahre vorher von seinem Vater verlobt worden war. Die jugendliche Agnes wurde in erster Ehe mit Friedrich I. von Staufen, dem Sohne Friedrichs von Büren, vermählt; ihm ward auch zugleich zum Lohn seiner Kaisertreue das

Herzogtum Schwaben verliehen 1079, das er wider den Gegenkönig Rudolf, wider Welfen und Zähringer verteidigte und behauptete. Der Kaiser hatte immer die größten Stücke auf diesen seinen Schwiegersohn gehalten. Ihm hatte er die Verwaltung Deutschlands übertragen, als er 1081 nach Italien und gegen Rom zog. Agnes hatte ihrem älteren Gemahl eine Tochter Gertrud geboren, später Gemahlin des Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, die erst 1191 starb, aber vor allem zwei berühmte Söhne: Friedrich II., den Einäugigen, 1091, der dann später das Herzogtum Schwaben überkam, Barbarossas Vater, und Konrad 1094, den späteren deutschen König. Es waren die echtesten kaiserlichen Traditionen, in denen Agnes aufgewachsen war und immerfort lebte. Aber es waren auch fromme Traditionen. Ihr Gatte hatte das Kloster Lorch gegründet, und dort wurde er auch nach seinem Tode, der vor den 21. Juli 1105 fallen muß, beigesetzt. Er hatte auch die Burg Staufen auf dem ‚Hohen Staufen' erbaut, nach welcher er und sein Geschlecht seitdem den Namen trug.

Aber auch Agnes soll in dieser Zeit ihrer ersten Ehe eine Kirchenstiftung veranlaßt haben. Wenigstens erzählt so die Ortssage, die um so merkwürdiger ist, als sie mit der bald zu erwähnenden Schleierlegende eine auffallende Verwandtschaft hat. Agnes soll nämlich nach der an jener Stätte haftenden Überlieferung in oder bei der alten Reichsstadt Gmünd an der Rems unweit des Hohenstaufen ihren Trauring verloren und glücklich wieder gefunden haben. Zum Dank dafür habe sie und ihr Gemahl eine der alten Kirchen an der Stelle des erwünschten Fundes gebaut. Man könnte hier fragen, ob diese Sage historisch begründet ist und erst später die Klosterneuburger Legende erzeugt hat, oder ob sie umgekehrt erst eine Wiederholung der letzteren ist. Oder sind beide nur ein schönes poetisches Denkmal jener Stammutter zweier berühmter Herrscherhäuser, jener treuen Gattin zweier großer Fürsten? Oder (so fragt schließlich A. Heller[10]) sind beide Ereignisse wirklich geschehen, so daß etwa Leopold seiner Gemahlin bei ihrem Verlust nicht weniger Aufmerksamkeit bezeugen wollte, als sie in einem ähnlichen Fall bei ihrem ersten Gemahl Friedrich gefunden hatte?

Aber gehen wir von der Legende wieder zur Geschichte über, wie sie Otto von Freising also von seiner Großmutter berichtet: ‚Nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Alemannien nahm Heinrich, des Kaisers Heinrich Sohn, die verwitwete Schwester Agnes bei sich auf und gab sie dem Leopaldus, dem ‚orientalischen Markgrafen', wie schon eingehender von uns berichtet wurde, zur Gattin; damals waren ihre Söhne Friedrich fünfzehn, Konrad zwölf Jahre alt.' — Agnes also verließ ihren Witwensitz und ihre Kinder und folgte nach vollendetem Trauerjahre dem neuen Gemahl. Die Hochzeit fand nach unseren echten Chroniken im Jahre 1106 statt. Was aber vom Ort derselben, Melk, vom Tag, 1. Mai, und von den anwesenden Festgästen aus Österreich, Steier, Passau und Schwaben (Bischof Ulrich, Markgraf Otachar von Steier und dessen Gemahlin, Schwester Leopolds) gesagt wird, ist nur willkürliche Ausschmückung der späteren Zeit, im besten Falle mehr oder weniger gegründete Vermutung. In der allerdings auch nicht genug begründeten Voraussetzung, daß Leopold damals schon 33 Jahre alt war, lobt sein Biograph Pez die Enthaltsamkeit, mit der unser Heiliger entgegen der Sitte seines Standes so spät erst zur Ehe schritt. Achtzehn Kinder wurden ihm in dieser Ehe geboren, und Agnes überlebte ihn noch um manches Jahr; sie starb 1143.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der andern Verwandtschaft Leopolds gedacht, die man sich bei jener festlichen Hochzeit mit der Kaisertochter und Königsschwester wenigstens teilweise versammelt denken mag. Leopold hatte sechs oder vielleicht sieben Schwestern: Elisabeth, die Gattin des Markgrafen Otaker von Steier, war schon 1104 gestorben. Judith oder Justitia war mit Otto, dem Grafen von Dießen und Wolfratshausen, seit etwa 1100 vermählt. Gerbirg war seit eben dieser Zeit mit dem Böhmenherzog Boriwoj vermählt, dem sie fünf Söhne und eine Tochter gebar; sie starb nach dessen Tode noch im selben Jahr 1124 als Nonne in Göttweig. Ida oder Ita war die Gattin des Markgrafen Lutold von Znaim, eines Enkels des Böhmenherzogs Bretislaw I. Euphemia, die Gemahlin des Grafen Konrad von Peilstein, ward die Mutter eines reichen und berühmten Geschlechts. Sophia war in erster Ehe mit Herzog Heinrich von Kärnten aus dem Hause Eppenstein vermählt; nach dessen Tode um 1127 trat sie in zweite Ehe mit Graf Sieghard von Burghausen und Schala. Zur Zeit unserer Hochzeit war sie wohl noch unmündig; sie starb 1154. Unsicher ist eine siebente Schwester Richardis, die mit einem Burggrafen von Regensburg vermählt gewesen sein soll.[11]) Als Vettern Leopolds gelten auch Haderich und Heinrich, die Söhne eines Haderich, welcher der Bruder von Leopolds Vater gewesen sein soll. Jenes jüngeren Haderich Söhnen Heinrich und Rapoto werden wir noch als Mitstifter des Klosters Klein-Mariazell begegnen.

Man muß mit vollem Recht annehmen, daß das neuvermählte Herrscherpaar, wo nun immer auch das Beilager stattgefunden haben mag, alsbald die neue Residenz auf dem Kahlenberg bei Wien bezog. Die erste Sorge mußte da sein, in der Nähe des neugewählten Herrschersitzes ein dem Melker Stifte ähnliches Gotteshaus zu bauen; denn nur ein solches Stift war geeignet, der Burg den Charakter eines geistigen Mittelpunktes zu geben. So wissen wir, daß auch die uneinnehmbare Felsenburg Canossa ein Kloster hinter ihren dreifachen Mauerringen barg. Hier war nun eine dreifache Möglichkeit gegeben: man konnte das Stift auf der Höhe des Kahlengebirges, etwa auf dem von der Donau weiter abgelegenen Hauptgipfel errichten, wo in der Tat später 1628 durch Kaiser Ferdinand II. das Kamaldulenserkloster errichtet wurde, oder man konnte es in die Nähe der neuaufstrebenden Handels- und Verkehrsstadt Wien verlegen, wo Leopolds Sohn denn auch das Schottenstift zu errichten für nötig fand; oder endlich konnte man es am entgegengesetzten Abhang des Berges nach Norden zu denken, in der Nähe der sogenannten Neuburg, in der Nähe der alten Pfarre St. Martin. Und man entschied sich für das letztere, obwohl es scheinbar am wenigsten nahelag, weniger praktisch, weniger einleuchtend schien als die beiden anderen Möglichkeiten. Aber auch kühner und anscheinend zukunftsreicher wären diese gewesen. Man stelle sich nur das heutige prunkvolle, reich gegliederte Stift mit allen Türmen und Mauern auf dem Gipfel des heutigen Kahlenberges vor oder an Stelle des heutigen Schottenklosters! Und dennoch wird man sagen müssen, daß die Stelle richtig gewählt war; wenigstens war das die Überzeugung der folgenden Jahrhunderte trotz der Fortentwicklung Wiens. Aber unerklärlich blieb die Wahl doch; sie mußte also durch ein Wunder bewirkt erscheinen, und ein solches wird denn auch davon berichtet, gewiß seit den frühesten Zeiten. Jedenfalls wird es schon in den Kanonisationsakten als solches stark betont.

Diese bereits berührte Legende erzählt, Leopold und Agnes seien im Gespräch über die Lage der neu zu erbauenden Kirche unschlüssig auf dem hohen Söller der Kahlenbergburg gestanden und hätten von da aus, unterstützt vom Augenschein, die verschiedenen Möglichkeiten erwogen. Da habe bei sonst ruhiger Luft ein Windstoß den Schleier der Markgräfin erfaßt und ihn nach Norden zu über den Wald in das Tal getragen. Das habe Leopold als ein göttliches Zeichen angenommen, um so mehr, als er darauf zu neuer Verwunderung beim Jagen den unverletzten Schleier auf einem Hollunderbaume fand. Hier nimmt die Sage, indem sie nur von der Gründung der späteren großen Kirche Notiz nimmt, die 1114 geschah, einen Zeitraum von neun, richtiger acht Jahren an und verstärkt so das Wunder der Unversehrtheit eines so zarten Gegenstandes. An der Stelle dieses Hollunderbaumes legte Leopold den Grundstein zur neuen Kirche, die er der heiligen Gottesmutter Maria weihte. Es scheint, daß der Baum nach altgermanischer Sitte als ein heiliger umbaut wurde; denn noch heute bezeichnet ein Stein mit der Inschrift ‚saMbVCI' die Stelle des alten Hollunderbaums (sambucus) in der Mitte der Kirche. Stücke vom Holze des eingegangenen Baumes und des Schleiers werden auch noch heute in der Schatzkammer gezeigt. Das Chronogramm jener Inschrift ergibt ganz richtig, aber im Widerspruch mit der Legende die Jahreszahl MCVI 1106. Denn es ist aus bald zu erwähnenden Urkunden zweifellos, daß schon bald nach der Hochzeit der Altar der heiligen Maria bestand und reich dotiert wurde.

Die gleichzeitigen Urkunden und Chroniken wissen von jener Legende nichts zu erzählen, wir können sie erst aus dem 15. Jahrhundert belegen. Daß sie aber älter ist, besagen die Kanonisationsurkunden, die sich auf ‚authentische Chroniken' deswegen berufen. Später wußte man auch zu erzählen und berief sich dieserhalb auf alte Bilder und Schriften, daß über dem Hollunderbaum die seligste Jungfrau Maria in den Lüften unserem Heiligen erschienen sei, womit denn auch der Titel der Kirche erklärt war. Endlich trug man dem Bedürfnis nach Exaktheit dadurch Rechnung, daß man annahm, die Szene auf dem Söller habe am achten Tag nach der Hochzeit, der Fund des Schleiers am letzten Mai 1114 stattgefunden. Auch erhielten noch die anbellenden Jagdhunde eine Nebenrolle in dieser von allen romantischen Zaubern hold umspielten Fundgeschichte.

Den nötigenden politischen Grund der Stiftung haben wir schon erwähnt. Es liegt aber nahe, und es wurde schon seit Cuspinian zur Zeit des Kaisers Maximilian ausgesprochen, daß das junge Fürstenpaar sich zur Stiftung hauptsächlich in Erinnerung an Kaiser Heinrich IV. bewogen fühlen mochte. Der alte Kaiser war ja am 7. August 1106 zu Lüttich im Bann und in der Verdrängung gestorben, und Leopold war die Hauptursache seines tragischen Falles gewesen. Seine Heirat mit Agnes galt in den Augen der Welt und in den Kreisen der Familie als der vom jungen König entrichtete Lohn dieses Abfalls. Selbst wenn man das Vorgehen Leopolds vollkommen billigt, wie wir das tun, kann man ja einen solchen Nebengedanken bei der Gründung als ganz möglich annehmen. Die ‚Stiftungsurkunde', die freilich aus späterer Zeit, aus der Zeit der Vollendung des Baues stammt, gibt keine andere Veranlassung an, als daß Leopold, weil ihn die vielen zeitlichen Geschäfte abhielten, Gott nach seinem Wunsche zu dienen, dem Schöpfer dies Opfer bringe, um von ihm Gesundheit, Friede und Wohlfahrt auf dieser Erde und jen-

seits ewige Belohnung zu erhalten. Aber bei keiner Kloster- oder Kirchengründung des Mittelalters wird für gewöhnlich der persönliche Anlaß oder der politische Zweck angegeben, sondern nur, wie es sich gebührt, die Pietät im allgemeinen. Daß man aber das Angedenken des unglücklichen Kaisers, des Ahnherrn aller folgenden Babenberger, auch in Klosterneuburg nicht vergaß, beweisen die ältesten kalendarischen Totenbücher, in denen unter anderen Todestagen und Gedenktagen auch zum 7. August eingetragen ist: ‚Heinricus quartus Imperator obiit MCVI.‘ Es ist, wie es scheint, die älteste Jahreszahl, die hier verzeichnet ist. Aber gewiß ist anderseits, daß Leopold auch ohne dies höchst tragische Ereignis, das gewiß einen tiefen Eindruck auf sein ganzes Leben machen mußte, diese Stiftung in der Nähe seiner neuen Residenz hätte machen müssen.

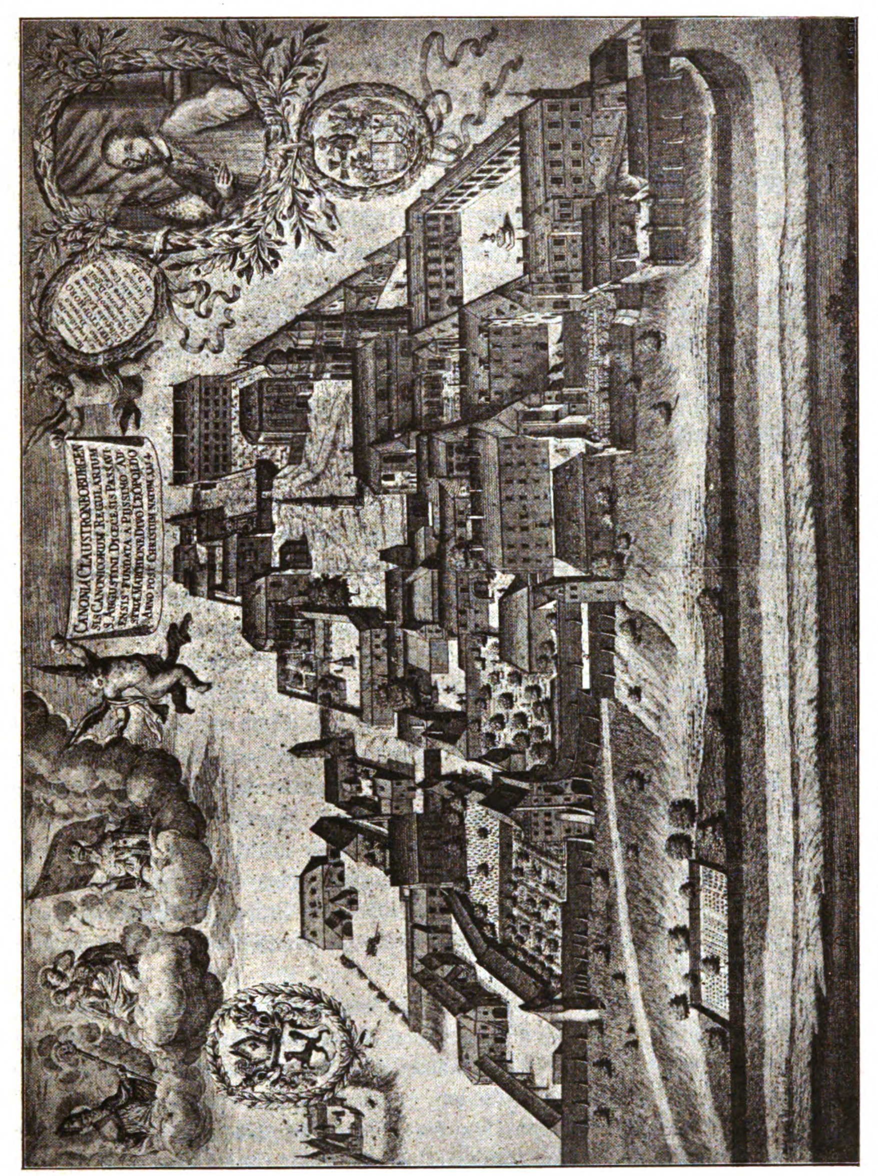
Auch das ist als besonders bezeichnend für die maßvolle Richtung des Markgrafen hervorzuheben, daß er trotz der trüben Erfahrungen, die zur Zeit seines Vaters wie auch jetzt noch mit weltgeistlichen Kanonikern gemacht wurden, doch keine Ordenspriester in das neue Kanonikat einführte. Erst nach vielen Jahren ergab er sich dieser Notwendigkeit. Das ist um so eigentümlicher, als doch gerade gleichzeitig mit der ersten Gründung von Klosterneuburg der Markgraf Ottokar IV. von Steier, Leopolds Schwager, es für nötig hielt, die allzufrei lebenden Chorherren von Garsten zu reformieren und eine Kolonie von Benediktinermönchen aus Göttweig zu erbitten. Die Chorherren, die sich weigerten, das Ordenskleid und die Regel anzunehmen, wurden gefesselt und mit Ruten gepeitscht. Wahrscheinlich hatte man ihnen noch andere Vorwürfe zu machen als nur den, daß sie im nahen Flusse badeten. Otaker kam selber nach Göttweig und erlangte seinen Wunsch durch Leopolds Vermittlung, so daß er den Prior Wirnt mit anderen Mönchen nach Garsten brachte. Dies geschah im Jahre 1107. Es ist übrigens für die ökonomische Seite der Sache wichtig, zu bemerken, daß nach der Anschauung der Zeit ein Mönchskloster bedeutend teurer kam als ein Konvent von Säkularklerikern. So sagt wenigstens der selige Adalbero, der Gründer von Lambach.[12])

11. Die Reichsexpedition gegen Ungarn 1107—1109.

Aber wir müssen nun vor allem die freundschaftlichen Beziehungen Leopolds zu seinem anderen Schwager, dem König Heinrich, verfolgen, in dessen Person sich vorläufig die Gegensätze der Zeit auszugleichen schienen. Dachte doch sogar der Papst daran, über die Alpen zu kommen, um den Frieden zwischen Kaisertum und Kirche zu besiegeln. Vorläufig versuchte man wenigstens auf einem Konzil in der Lombardei die Schäden des Schismas zu heilen. Zur selben Zeit hatte ja auch König Heinrich von England und König Koloman von Ungarn auf die Investitur verzichtet. Der König von Frankreich nahm den Papst, der über die Alpen kam, wohl auf; nur Deutschland machte Schwierigkeiten. Es zeigte sich, daß, auch wenn Heinrich gewollt hätte, der Klerus selber sich nicht der Reform beugen wollte.

Aber die kirchlichen Schwierigkeiten traten einstweilen vor den politischen zurück. Das Verhältnis des deutschen Reiches zu Böhmen, Polen und Ungarn verlangte immer wieder von neuem eine Klärung. Zwar als Boriwoj, Leopolds Schwager, sein Herzogtum Böhmen verlor und zu den Polen fliehen mußte, nahm

auch Swatopluk das Land von König Heinrich zu Lehen. Aber Koloman von Ungarn reizte zum Krieg durch das oft feindselige Verhalten gegen die Kreuzfahrer und durch widerrechtliche Besetzung deutscher Gebiete, durch einen bedroh-



Stift Klosterneuburg unter Propst Christoph II. 1686—1706.

lichen Bund mit Polen und durch die Benachteiligung seines Bruders Almus, der schließlich den deutschen König um Hilfe bat. Das scheint auf einem Hoftag zu Nürnberg am 1. Mai 1108 beschlossen worden zu sein. Auch Leopold nahm daran teil; denn ihm zuliebe und seiner treuen Dienste wegen begabt dort Heinrich dessen Vetter Haderich.[13])

So rückte denn Heinrich mit einem zahlreichen Heere die Donau herunter. Mit ihm zog der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Münster, Halberstadt, Hildesheim, Naumburg, Regensburg, Freising, Passau, Eichstätt und Augsburg, Herzog Welf von Bayern und der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Leopolds Stiefsohn, und noch viele andere Herren aus Schwaben, Bayern und Thüringen. Aus der großen Zahl der Bischöfe ersehen wir, welche Bedeutung die Kirchenfürsten auch im politischen und Heeresorganismus des Reiches hatten. Wir erfahren auch viel mehr über kirchliche Anordnungen als über die politischen und strategischen. Leopold hatte sich im September 1108 zu Tuln mit seinem königlichen Schwager vereinigt. Dort zu Tuln bestätigte der König, wie wir aus einer erhaltenen Urkunde ersehen, dem Stifte Göttweig seine Rechte. Markgraf Leopold, ‚marchio Liupoldus', ist als Zeuge mit unterschrieben, Agnes wird als fürbittende Schwester mit ihrem Gemahl und dem Herzog Welf erwähnt.

Wenige Tage darauf war man in Klosterneuburg. Dort hat der Bischof Hermann von Augsburg den ‚Altar der heiligen Maria von Niwenburc', die Neugründung Leopolds, die also schon damals bestanden hat, mit einer Schenkung bedacht, wobei als Zeugen Prunwart, der Fischer des Markgrafen, sein Koch Alram, ein Luipolt von Wideniche (Weidling) und ein Thiemo von Chirchlingen (Kirling) erscheinen.

Am 29. September finden wir die ganze Kriegsgesellschaft in oder vielmehr vor Preßburg, das vergeblich belagert wurde. Eine Urkunde für das Bistum Bamberg, dort ausgestellt unter Mitzeugenschaft Leopolds, zeigt, wie kameralistisch dieser Krieg geführt wurde. Bald mußte man denn auch ohne Erfolg zurückkehren. Boleslaw von Polen war nämlich mit seinem Schützling Boriwoj in Böhmen eingefallen, um dem verbündeten Ungarn Luft zu machen. Da mußte Swatopluk seine Hilfstruppen zurückziehen, und bald brach auch der deutsche König nach der Heimat auf. Es rächte sich hier vor allem die widerspruchsvolle Unklarheit der böhmischen Verhältnisse. Boriwoj, der anerkannte rechtmäßige Herzog, der Schwager Leopolds, stand da dem neueren Schützling der deutschen Krone Swatopluk gegenüber und war gezwungen, gegen Leopold und dessen Bundesgenossen vorzugehen. Der Feldzug ging denn auch ganz in eine Fehde zwischen Ungarn und Böhmen aus. Das deutsche Heer zog sich zurück. Am 12. Oktober ist es in Melk, und Bischof Ulrich von Passau weihte dem Kloster auf Bitten des Abtes Engelschalk die Pfarrkirche zu Wullersdorf, mit der Markgraf Leopold das Stift vergrößert hatte.[14])

Leopold scheint sich nicht weiter in die Grenzhändel eingemischt zu haben, nachdem auch im Jahre 1109 ein Krieg der verbündeten Deutschen und Böhmen gegen Polen ergebnislos durch den meuchlerischen Tod Swatopluks endete. Der darauf folgende Bürgerkrieg in Böhmen wurde weniger durch Heinrichs Einmischung als durch deutsche Heiraten beendigt. Leopolds Schwager Boriwoj hatte noch manchen Glückswechsel, eine harte Gefangenschaft durch Heinrich durchzumachen, ehe er in der Verbannung in Ungarn 1124 starb. Das Vorgehen des Königs mußte unserm Heiligen sehr mißfallen, da er seinen Schwager, den rechtmäßigen Herzog so übel behandelte, da er ferner gegen die Pflicht seines heiligen Amtes den Polenherzog eben damals überfiel, als er gegen die heidnischen Pommern im Felde lag. Auch sonst begann die Härte und Ungerechtigkeit des Königs

immer offenbarer zu werden. Leopolds ganze Tätigkeit war der Kultur seines Landes gewidmet mit Verzicht auf romantischere Unternehmungen, mit Zurückdrängung aller Rachegelüste. Gewiß haben auch die bis zum äußersten verwickelten Fehden der Nachbarreiche Böhmen, Polen und Ungarn seine Anwesenheit in der wichtigen Ostmark des Reiches dauernd notwendig gemacht und ihn bei seinem königlichen Schwager entschuldigt, wenn er nicht an dessen großem Römerzug 1110 teilnahm.

12. Die Exemption des Klosters Melk 1110.

Nichts gibt uns über die eigentliche Gesinnung des Markgrafen tiefere Einsichten, als daß er die unmittelbare Unterstellung von Melk, der geistigen Kapitale Österreichs, unter die päpstliche Autorität in dieser Zeit durchführen ließ. Diese Exemtion von der bischöflichen Gewalt zeigt, daß er sowohl wie der ihm befreundete und der päpstlichen Sache ganz ergebene Bischof Ulrich von Passau die verderblichsten Umwälzungen aus dem geplanten Römerzuge des Königs erwarteten. Dieser Zug war ja heuchlerisch als Hilfe für den bedrängten Papst, in Wahrheit aber als ein Mittel gemeint, die kirchlichen Ansprüche endgültig zu vernichten. Der Markgraf wie der Bischof sahen mit Recht Zeiten voraus, wo die Bischofstühle Deutschlands, auch der von Passau, mit Gewalt kaiserlichen Kreaturen anheimfallen mußten, und sie sorgten daher bei Zeiten noch vor der Katastrophe dafür, dem Lande eine Hochburg des reinen Glaubens zu sichern, die weder von weltlicher noch von kirchlicher Seite unwürdigen Anmaßungen ausgesetzt wäre. So kam denn Bischof Ulrich selber, scheinbar gegen sein eigenes Interesse in Rom ein, das Stift aus seiner Gerichtsbarkeit zu entlassen und es ganz dem päpstlichen Stuhle zu unterstellen, indem er dabei weniger die Gegenwart als die Zukunft vor Augen hatte. Die Bulle, die diese Exemtion in vollem Maße gewährte, wurde denn auch zu Rom im Lateran am 16. April 1110 von Papst Paschalis II. ausgestellt und an Sigibold, den eigentlichen Abt des Klosters zum heiligen Petrus in Melk, gerichtet. Der Papst nimmt darnach das Kloster in den eigentlichsten Schutz des heiligen Petrus auf und bestätigt ihm alle Güter für Gegenwart und Zukunft. Er ordnet vor allem eine freie Abtwahl an, die Weihung des Neugewählten durch den Papst. Jeder Investituranspruch von weltlicher Seite ist dadurch abgetan. Das sonst übliche Schiedsgericht von Äbten des Landes soll nur im Notfall gelten und sich nur auf wirkliche Anhänger des päpstlichen Stuhles beziehen. Das Kloster soll nur dann verhalten sein, die heiligen Öle, die Konsekration der Altäre und Kirchen, die Ordination der Priester vom Bischof von Passau zu empfangen, wenn sich auch dieser in der tatsächlichen Gemeinschaft des apostolischen Stuhles befindet und jene Verrichtungen unentgeltlich, ohne boshafte Verzögerungen und Bedingungen zu übernehmen bereit ist. Sonst möge man sich an einen beliebigen katholischen Bischof wenden, der dann kraft dieser Bulle dazu bevollmächtigt sein soll. Diese Bestimmungen wurden später praktisch, als 1167 der Diözesanbischof von Passau dem Gegenpapst anhing.

Die Bulle bestimmt ferner, daß ohne Widerspruch eines Bischofs oder Propstes Laien und Weltgeistliche in den Orden aufgenommen werden dürfen, und daß es jedem freistehen soll, mit Ausnahme eines im Kirchenbanne stehenden, sich dort seine Begräbnisstätte zu wählen. Endlich bestimmt die Bulle, daß der Mark-

graf Leopold und seine Erben die Vögte (advocati) dieses Stiftes bleiben sollen, aber im ursprünglichen, guten Sinn als Anwalte, als Helfer, nicht als Bedrücker, um sich nach der Sitte mancher jener Zeit Rechte und Besitzungen des Klosters anzumaßen. Für die Vogtei der unter seiner Schirmhoheit stehenden Kirchen hatte Leopold dadurch gesorgt, daß er einen Untervogt oder zweiten Vogt ernannte, einen Rudolf von Perg; dieses Amt erhielt dann seit dem Jahre 1128 sein ältester Sohn Adalbert, der ‚Andächtige'.

Zum Zeichen dieser Exemption entrichtete das Stift alljährlich als Anerkennungszins einen Goldgulden, der nach Rom zu überbringen war. Außerdem aber wurde wohl schon damals eine größere Abgabe geleistet; im 15. Jahrhundert betrug sie 333 Gulden, später noch mehr. Das eximierte Melk wurde bald darauf auch großartig vom Markgrafen beschenkt, die Stiftskirche von Grund aus prächtiger neu aufgebaut und 1113 am Kolomanstag von Bischof Ulrich eingeweiht; fünf neubegründete Pfarren wurden dem Stifte untergeben. Bedeutsam ist der Beginn der Urkunde, die dies bezeugt: ‚Weil eine Generation vergeht, die andere kommt, das Andenken aber der geschehenen Dinge auf keine andere Weise besser festgehalten werden kann, so beurkunden wir für Gegenwärtige und Künftige, wie im Jahre 1113 des fleischgewordenen Wortes das Melker Kloster vom ehrwürdigen Bischof Udalricus von Passau geweiht und vom ruhmvollsten Markgrafen Luitpaldus beschenkt worden ist, dessen Vater seligen Andenkens Luitpaldus und dessen Großvater Ernust, sowie dessen Ahne Adalbertus und er selbst aus eigenem Vermögen dies Kloster und Stift gegründet haben.' So konnte mit Recht Leopold als der zweite und eigentliche Stifter des Klosters angesehen werden, wie eine Inschrift auf einem Gemälde zu Melk besagt:

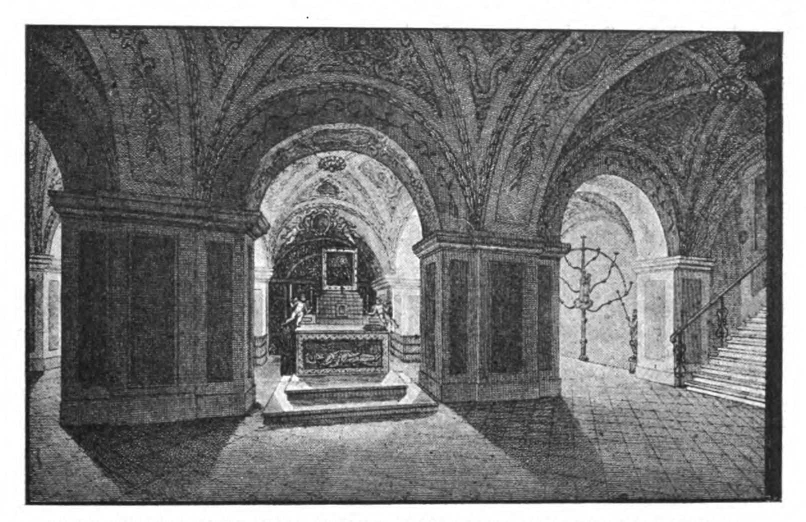
> Dich, Leopold, du frommer, verehrt Medelica als Vater;
> Durch deine Gaben so reich, gerne lobpreiset sie Gott.

Die Exemtion von Melk ist aber nur ein Glied in der Kette der kirchlichen Gegenmaßregeln im Angesicht des drohenden ‚Kulturkampfs'. Solche Exemtionen fanden damals in vielen Teilen Deutschlands statt. Klosterneuburg wurde immer reicher begabt. Leopold übernahm, wie es scheint, die Advokatur über das neue Chorherrenstift St. Georgen, das Bischof Ulrich vielleicht infolge eines Gelübdes nach seiner glücklichen Heimkehr aus dem Morgenland errichtete, und das später nach Herzogenburg übersetzt wurde. Dort bewahrte man auch als Andenken an Leopold dessen Stab auf.[15]) Verwandte des Passauer Bischofs, Udalschalk von Stille und Regenbert von Hagenau, stifteten das Kloster Seitenstetten, das Leopold auch unter seine Obhut nahm. Erzbischof Konrad von Salzburg berief gebildete Mönche aus Sachsen und anderen Teilen Deutschlands und verteilte sie in die einzelnen Klöster, um den Wetteifer aller aufs höchste zu spannen. So kam der hl. Berthold von St. Blasien nach Göttweig und darauf nach Garsten. Und wenn auch die Nachricht von einer Melker Kongregation der Benediktinerabteien Denschlands ohne Gewähr ist, so dürfte doch gerade damals die Zugehörigkeit der Konventualen von Melk zur Kongregation von Hirschau besonders betont worden sein. Das Hauptverdienst dabei gebührt dem Abte Sigibold, der zugleich Lambach lenkte und immer in Verbindung mit Westdeutschland blieb. Der kirchliche Sinn zeigt sich auch im Bestehen eines Frauenklosters zu Melk,

sowie im Institut der einzelnen Klausnerinnen, ‚Inclusae‘, deren berühmteste, die deutsche Dichterin Ava, 1127 starb.

13. Die kaiserliche Gewaltherrschaft 1111—1114.

Was die kirchliche Partei in Deutschland vorausgesehen hatte, war indessen eingetreten. König Heinrich war mit zwei mächtigen Heeren nach Italien gezogen. Mathilde, die große Gräfin von Tuscien, konnte ihm nicht widerstehen. Mit Gewalt und List bemächtigte er sich der Person des Papstes, zwang ihn zur Gestattung der Investitur und zur Kaiserkrönung trotz des Aufstandes des römischen Volks, trotz des Widerspruchs des Salzburger Erzbischofs. Als Triumphator kehrte er über Passau zurück 1111. Auch Bischof Ulrich mußte sich ihm beugen und sich



Grabkapelle des hl. Leopold in der Stiftskirche zu Klosterneuburg.

freundlich zu ihm stellen. Ihm wie Leopold lag es vor allem an der stillen, aber um so sicherern Organisation im Lande. Beide wußten, daß die glänzendsten politischen Erfolge ihren Rückschlag haben.

Heinrich zog dann nach Speyer, um dort seinen gebannten Vater nach der dem Papst auch abgezwungenen Erlaubnis feierlich im Dome zu bestatten. Er investierte seine Haupthelfer. Niemand wagte zu widersprechen, wobei aber der Kaiser selber bald sehen konnte, daß ihm von seiten der Kirchlichgesinnten eine stille, aber zähe Opposition entgegenstand, und daß man seine gewaltsamen Errungenschaften, wenn nicht bestritt, so doch ignorierte. Dem neuen, scheinbaren Frieden bringenden Glanz des Kaisertums wohnte leider der Makel der Unrechtmäßigkeit bei, und das mußte bald alle trügerische Hoffnung auf Frieden enttäuschen.

Indessen wurde das dem Papst abgetrotzte Privilegium der Investitur in Italien als ‚Pravilegium‘, als Schandbrief für ungiltig und häretisch erklärt. Der französische Klerus gab auch einen scharfen Protest dagegen ab. Man drängte den Papst, es zurückzunehmen, und er gab dem Drängen nach. Bischof Gerard von Angoulème überbrachte den Beschluß nach Deutschland. Sein ehemaliger

Schüler, der Erzbischof von Köln, empfing ihn mit den Worten: ‚Du bringst unserem Hofe, ehrwürdiger Vater, ein gewaltiges Ärgernis!‘ Gerard antwortete: „Halte du es mit dem Ärgernis, ich halte es mit dem Evangelium!‘ Heinrich war noch stark genug, diese Beschlüsse mißachten zu können. Er war stark genug, den Bann, den eine burgundische Synode in Vienne über ihn als einen Verräter, Meineidigen, Tempelräuber, zweiten Judas verhängte, zu verlachen, obwohl der Papst halb gezwungen diesen Beschluß bestätigte. Die Reformpartei zeigte sich noch päpstlicher als der Papst, und das war unter diesen Verhältnissen, wo der Papst nicht ganz frei war, natürlich und recht. So trat Erzbischof Konrad von Salzburg, wie vor kurzem in Rom, auch auf dem Hoftag zu Mainz 1112 trotzig vor den Kaiser, mußte aber bald fliehen und den Schutz der greisen Mathilde von Tuscien aufsuchen. Markgraf Leopold aber stellte sich ohne Widerrede zu Diensten des kaiserlichen Schwagers auf demselben Hoftage. Er erscheint am 16. Juli 1112 auf einer kaiserlichen Urkunde an der Spitze der weltlichen Fürsten als Zeuge. Durch ein solches Verhalten wahrte er sich die Freiheit, sein eigenes Land mit den Segnungen christlicher Kultur beglücken zu können.

Gefährlicher für den Kaiser war es, daß auch Byzanz dem Papste Hilfe bot. Entscheidend aber war, daß gerade zu dieser Zeit neue Wirren in Sachsen und Thüringen die volle Energie des Kaisers nach anderer Richtung ablenkten und den kirchlichen Ideen neuerlich Luft schafften. Erzbischof Adalbert von Mainz, eine Kreatur des Kaisers, wandte sich unter solchen Konstellationen von ihm ab, der streng kirchlichen Partei zu, suchte Friedrich von Schwaben zu gewinnen, den Neffen des Kaisers, den Stiefsohn Leopolds, und noch andere Fürsten. In seiner Person vereinigte sich die politische und die kirchliche Opposition. Heinrich beschuldigte ihn gar, ihm nach dem Leben zu streben, und nahm ihn gefangen. Diese und andere Gewalttaten erregten die Gemüter gar sehr, aber die Rücksichtslosigkeit und das Glück des Kaisers bändigte alle. So konnte Heinrich V. seine Hochzeit mit der ihm schon als Kind vor Jahren angetrauten englischen Prinzessin Mathilde zu Mainz am 7. Januar 1114 als ein Siegesfest mit höchstem Prunk feiern. Er hatte allen Reichsfürsten entboten, nicht dabei zu fehlen. Der Herzog von Böhmen übte sein Amt als Mundschenk des deutschen Reichs zum erstenmal aus. Scharen von Sängern und Gauklern strömten herbei und empfingen reichen Lohn. Daß Markgraf Leopold, der Schwager des Kaisers, an dem Feste teilnahm, wäre auch sonst gewiß, auch wenn wir nicht darüber eine Urkunde besäßen; sie ist am 17. Jänner zu Mainz ausgestellt. Auf Bitten des ‚Marchio Lupoldus‘ und vieler anderer geistlicher und weltlicher Herren bestätigt der Kaiser alle Rechte des vom Herzog von Kärnten gestifteten Klosters St. Lamprecht.

Die Freude des Festes wurde nur dadurch getrübt, daß der Kaiser in despotischer Weise den nichts ahnenden Ludwig von Thüringen wegen alter Händel gefangen nehmen ließ. Viele Fürsten verließen darauf hin den Hof in höchstem Unwillen, ohne Urlaub zu nehmen. Es zeigte sich hier wieder wie so oft, daß die weltliche Gewalt, die alle Furcht und Scheu vor der geistlichen verloren hat, in Despotie ausarten muß. Viel zu leicht wird es heute vergessen, daß es die Kirche allein war, die durch ihre heilsame Macht in christlicher Zeit Könige und Fürsten hinderte, ganz und gar in die Geleise der absoluten Autokratie der römischen Kaiserzeit, der orientalischen Despotie zu verfallen. Die Kirche allein

hat diesem sonst unwiderstehlichen Zug Widerstand leisten können und das Aufkommen neuer Neronen und Caligulas verhindert. Wo die kirchlichen Ideen siegreich waren, siegte auch die Freiheit; wo sie sich verdunkelten, wie dann später seit dem Humanismus, riß die Tyrannei ein.

So war auch jetzt das Regiment Heinrichs V. wohl ein glänzendes, aber es war eine Schreckensherrschaft, die nicht von langer Dauer sein konnte. Die Bürger von Köln sagten zuerst den Gehorsam auf. Ihr Erzbischof Friedrich schloß sich ihnen und der kirchlichen Partei an. Der Hauptgrund der Mißstimmung war bezeichnenderweise nur das Mißtrauen, da man den Kaiser zu allem fähig hielt. Die Empörung zog immer weitere Kreise.





Klosterneuburger Armenpfennige,
modell. von Bertholdus Staudinger, Praepositus † 1766.

14. Grundsteinlegung der Neuburger Basilika 1114.

Während also halb Deutschland in offenem Aufruhr gegen den Kaiser stand, konnte Leopold der Fromme, dank seiner klugen Haltung, seine Kulturtaten in Österreich durch eine der bedeutendsten krönen. An Stelle des provisorischen Kirchleins in Neuburg konnte er nun bereits darangehen, eine würdige große Stiftskirche für seine neue Residenz zu bauen. Wir haben darüber eine ausführlichere Nachricht, die einzige von etwas intimerem Charakter unter all diesen trockenen Urkunden und Annalennotizen. Da sie noch aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu stammen scheint und sich auf ältere Zeugen beruft, wollen wir sie auch ausführlicher wiedergeben: „Im 1114. Jahr begann die Grundlegung der Neuburger Basilika; und der Markgraf Leopoldus, der Gründer dieser Stätte, wurde von allen, die dabei anwesend waren, gebeten und inständig angefleht, daß er den ersten Stein zum Fundament eines so ruhmvollen Klosters legen möge; er aber weigerte sich entschieden als ein Mann, der gänzlich der Frömmigkeit ergeben war, voll Eifer für die geistlichen Observanzen, und er erklärte beharrlich, es sei würdig und gerecht, daß dies durch einen Kleriker geschehe. So legte denn also auf seinen Befehl und in dessen Gegenwart Otto, der erste Propst dieser Stätte, in dem besagten Jahr der Menschwerdung Christi am 2. Tag vor den Iden des Juni (12.) den ersten Stein zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi und der ruhmreichen Jungfrau Maria; es war zugleich der Festtag der heiligen Martyrer Basilides, Nabor, Cyrinus und Nazarius. Das ist jener Leupoldus, Markgraf von Austria, der der Fromme (pius) beigenannt wurde,

und nicht ohne Verdienst, dieweil er durch Einfluß göttlicher Frömmigkeit in seiner Mark Klöster stiftete. Als erstes und hauptsächliches Neumburch mit weltlichen Kanonikern, denen er als Propst vorerwähnten Otto gab. Diese Stätte erhob er deshalb, weil er sie zur Grabesstelle für sich und seine Gattin bestimmt hatte. Das zweite Kloster ist Heiligenkreuz. Als drittes hat er aber das von seinen Ahnen gestiftete Medlich (Melk) mit der Freiheit begabt. Dazu kam, daß der Herr ihm dieser Frömmigkeit wegen auch die frömmste Gemahlin vorgesehen hatte, die eben so gütig war wie er, von königlichem Stamm, Agnete, die Tochter Kaiser Heinrichs des Vierten, hochberühmt durch jegliche Tugend. Denn durch Gottes Gunst gebar sie dem Markgrafen 18 Kinder, von denen wohl einige in ihrer Kindheit starben, eilf aber zu vollen Jahren kamen ... Ich habe das deshalb geschrieben, damit du siehst und erkennst, wie viel die göttliche Gnade ihm ob des Verdienstes der Frömmigkeit verlieh, und wie sehr sich der alte Segen des Schöpfers: ‚Wachset und mehret euch!‘ bei ihm bewährte.‘ — Der gewaltige Bau ward aber erst 1136 vollendet und eingeweiht, wie wir später berichten werden. Man ließ sich bei derlei Hauptbauten Zeit, wie denn z. B. auch der Dom zu Pisa erst nach halbhundertjährigem Bau 1118 eingeweiht wurde.

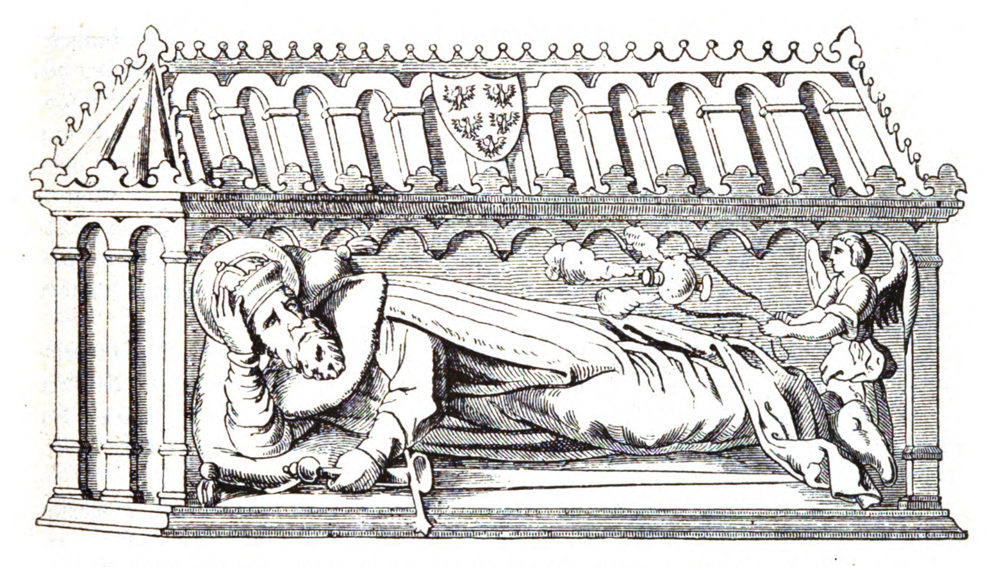
15. Anarchie 1115—1119.

Indessen wurde aber die Lage des Kaisers dem Aufstande gegenüber immer schwieriger. Das Waffenglück wurde ihm immer ungünstiger. Die kirchliche Partei verbreitete das in Vienne über ihn ausgesprochene Anathem und suchte den Papst zu dessen Bestätigung zu vermögen. Wie man hier und überall sieht, ist es nicht die Herrschsucht der Päpste gewesen, die den Streit immer wieder erhoben hätten, sondern es waren die im Volk, in der Kirche, im Gewissen schlummernden Mächte, die sich der Politik zum Trotz Geltung verschafften. Von dieser Seite aus wird der damalige Zustand also geschildert: ‚Alle kirchliche Autorität dient jetzt nur zum Erwerbe des Hofes. Die ganze kirchliche Verwaltung ist an den Hof gezogen, um Geld zu erpressen, und die Bischofstühle sind mit königlichen Pächtern besetzt. So wird das Bethaus zu einer Mördergrube gemacht, und vom Heil der Christenseelen kann da keine Rede sein, wo es nur darauf ankommt, den unersättlichen Schlund des königlichen Fiskus immer von neuem mit Geld und Gut zu füllen.‘

Heinrichs einzige Hoffnung war nun auf Italien gerichtet, das Land seiner ersten großen Erfolge. Er wich dem Aufstand und suchte zu verhindern, daß auch der Papst mit fortgerissen werde, sich ganz auf die Seite seiner Feinde zu stellen. Nach dem Tode der Gräfin Mathilde zog er ihre Güter als erledigte Lehen ein 1115, und er zwang den Erzbischof Konrad von Salzburg, der bisher bei ihr Zuflucht gefunden hatte, zu fliehen. Dieser wandte sich nach dem nun sicheren Deutschland zurück und fand, wenn auch noch nicht in Salzburg selbst, wo ihm die Kanoniker und Ministerialen ungünstig gesinnt waren, so doch bei Ottokar von Steier und im Kloster Admont Unterkunft, nachdem er, wie es heißt, ein Jahr lang in Wäldern herumgeirrt. Er konnte auch noch dorthin den Mönch Wolwold aus dem St. Georgenkloster im Schwarzwald berufen, um als Abt die strenge Ordensregel von Hirschau in Admont einzuführen. Aber die gemäßigte, vor-

sichtige Haltung der Steiermark und der Ostmark Leopolds zwangen den Erzbischof bald, noch weiter nach dem antikaiserlichen Sachsen sich zu begeben.

Indessen mußte Irnerius, der berühmte Rechtslehrer der Schule von Bologna, dem Kaiser mit der Theorie des römischen Rechtes von der absoluten Gewalt des Kaisertums zu Hilfe kommen. Zugleich suchte Heinrich V. durch den Abt Pontius von Cluny auch mit dem Papst anzuknüpfen, ebenso wie sich auch sein Vater in der Not an Cluny gewandt hatte. Es ist bezeichnend, daß gegenüber den ärgsten Heißspornen gerade das Kloster der Musterreform in der politischen Praxis eine verständig vermittelnde Stellung einnahm, immer auf das Erreichbare abzielend, was ihm freilich auch übel genommen wurde. Vermittelnd war auch



Vorderseite des 1526 zur Deckung der Kosten des Türkenkrieges eingeschmolzenen silbernen Sarges, worin 1506 die Gebeine des hl. Leopold in Anwesenheit des Kaisers Maximilian gebettet worden waren.
(Nach einer Abbildung in dem Ehrenspiegel von Hans Jakob Fugger, k. Hofbibliothek Wien m. 5. Nr. 8613 fol. 23.)

die Haltung Leopolds, wie die des Passauer Bischofs Ulrich. Verhandlungen mit Rom füllten die Jahre 1115, 1116 und 1117.

Wir wissen aus dieser Zeit von Leopold nichts weiter, als daß er das alte Kloster St. Florian begabt hat. In der noch erhaltenen Urkunde vom Juni 1115 gibt er, Liupoldus, Markgraf der orientalischen Region, allen Christgläubigen, gegenwärtigen wie zukünftigen, zu wissen, daß er zu Ehren der hl. Gottesgebärerin Maria und des hl. Martyrs Florianus auf Bitten des Propstes Isinbertus alle Grundstücke des Klosters von Abgaben befreit. Das will er getan haben zur Vermehrung der Einkünfte der dortigen frommen Gottesdiener, zum Heilmittel seiner Seele und zum Angedenken seiner Schulden, damit die Rechte seiner Herrschaft durch die Fürbitte jener Heiligen und durch das Gebet der Brüder befestigt, und endlich, damit die Seelen seiner Eltern von Sünden befreit würden. Das bekräftigt er im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Zu Anfang des Jahres 1118 starb Papst Paschalis II. Das berechtigte Mißtrauen gegen den deutschen Kaiser hatte ihn und seine Vorgänger zum Gegner alles deutschen Wesens gemacht und ihn vermocht, immer mehr den kirchlichen Einfluß des deutschen Klerus auf die Nachbarnationen abzuschwächen, so gegen Skandinavien, Ungarn, Polen, zu unberechenbarem Schaden der deutschen Nationalität. Dies konnte erst nach der Besiegelung des kirchlichen Friedens zum Teil gut gemacht werden. Auch sonst standen die Dinge in Deutschland schlimm genug. Der junge Schwabenherzog Friedrich, der Sohn Agnesens, suchte dem Kaiser das möglichste zu retten, aber mit zweifelhaftem Glück. Wie es damals im Westen und Norden des Reiches aussah, beschreibt ein Annalist: ‚Nach zehn Jahren des inneren Friedens wurde das Reich aufs neue gespalten, und bei der Abwesenheit des Kaisers handelte jeder nach seiner Willkür. Es bildeten sich Banden von Räubern und Mordbrennern, die dem unterdrückten Volke seine Habe nahmen. Weder der Gottesfriede noch durch Eide bekräftigte Verträge werden jetzt noch geachtet, sondern alle wüten unter einander mit viehischer Lust. Den Klerikern wird fast nur das nackte Leben gelassen, die Äcker liegen verwüstet, die Dörfer zerstört, viele Gegenden und Städte sind völlig verödet, und in manchen Kirchen hat der Gottesdienst ganz aufgehört.‘ Am ruhigsten war trotz der gefährlichen Grenze der Südosten dank einer Politik, die jenen Streitigkeiten auswich. Wir erfahren, daß Österreich als musterhaft verwaltetes Land galt; der Wohlstand anderer Länder wurde nach diesem Maßstab abgemessen.

Gewaltige Naturereignisse seit 1117, Erdbeben, Gewitter, Überschwemmungen, Dürre, Himmelserscheinungen, schienen den göttlichen Zorn darüber zu verraten, ‚daß der deutsche Trotz sich noch immer weigere, Rechte der römischen Kirche anzuerkennen, denen sonst im Abendlande kaum mehr widersprochen wurde.‘

Aber es kam noch ärger. Nach Paschalis’ Tode wurde der bisherige päpstliche Kanzler Johannes von Gaëta als Gelasius II. inthronisiert. Er hatte sich bis dahin freundlich zum Kaiser gestellt, wie er später sagte, weil er lieber *einen* schlimmen Herrn hatte als *viele*, und weil er hoffte, daß dieser *eine* schlimme die andern schlimmeren vernichten werde, bis dann auch über ihn der Herr der Herren gerechtes Gericht übe. Bedeutungsvolle Worte wohl für sehr viele kirchliche Gemüter jener Zeit! Aber bald hatte er sich als strengster Anhänger der gregorianischen Ideen gezeigt. Der Kaiser setzte ihm einen Gegenpapst gegenüber als Gregor VIII. Gelasius bannte beide, den Kaiser und den Gegenpapst, mußte aber bald bei den Franzosen Schutz suchen, bei denen ja die päpstliche Begeisterung am meisten zu Hause war. Den Kaiser aber mußte wieder jener gelehrte Magister *Irnerius* von Bologna durch einen Vortrag aus dem Corpus juris über die alten ‚Rechte‘, d. h. über die despotische Willkür der römischen Kaiser der Vorzeit, in seiner Präpotenz bestärken.

Papst Gelasius wollte von Frankreich aus Deutschland und Italien gewinnen. Das fühlte auch Kaiser Heinrich V. recht wohl und zog gleichzeitig über die Alpen zurück, den Bann auf seinem Haupt, den zu verhindern er sein zerrüttetes Reich verlassen hatte. Eine Synode zu Köln, eine zweite zu Fritzlar erneuerte den Bann über den Kaiser, sowie über seine Anhänger, besonders über Friedrich von Schwaben, und suspendierte die wankelmütigen Bischöfe. Mit kleinem

Gefolge kam der Kaiser über die Alpen nach Augsburg. Die Ostmark hat er wohl nicht berührt; diese hatte Leopold eben wieder gegen die Ungarn zu wehren.

Nach Kolomans Tode 1114 glaubte nämlich dessen Sohn Stephan II. mit dem Beinamen ‚der Blitz', er könne die Verwirrungen im Reich und die Abwesenheit des Kaisers in Italien benützen. Er hatte im Jahre 1118 im Stil der alten Ungarn ohne Kriegserklärung einen plötzlichen Einfall in die Leithagegend unternommen, sich aber schleunig mit der zusammengerafften Beute zurückgezogen. Leopold rächte die unüberlegte Tat des gewalttätigen Jünglings. Mit böhmischen Hilfstruppen brach er in Ungarn ein, — sein Schwager Boriwoj war ja wieder vorübergehend 1118—1120 in den Besitz des Throns gelangt. Es gelang, die Eisenburg, ‚Castrum ferreum', das heutige Eisenstadt einzunehmen und zu schleifen 1119. Kein ungarisches Heer stellte sich dem Strafzug entgegen; auch in der Folge hielten die Ungarn, durch Leopolds energische Tat belehrt, Ruhe und störten nicht weiter die gedeihliche Entwicklung der Mark.

16. Vermittlung des kirchlichen Friedens 1119—1122.

Papst Gelasius II. starb nach einjährigem Pontifikat 1119. An seine Stelle wurde Calixtus II. gewählt, auch ein Mann der Reform, aber diesmal ausnahmsweise aus dem Weltklerus, nicht aus dem Mönchsstand. Bisher waren sich diese beiden Stände innerhalb der Kirche entgegengetreten. Die Reform war fast ausschließlich von den Orden ausgegangen, das Schisma und die Investitur von der Weltgeistlichkeit. Aber eben dieser neue Umstand und zudem die vornehme Geburt des Papstes, seine Verwandtschaft mit den meisten Herrschergeschlechtern erleichterten den Ausgleich. Kein geringerer als Wilhelm von Champeaux, früher Abt von St. Viktor, der berühmte scholastische Philosoph, bot sich dem Abt von Cluny als Vermittler an und überzeugte den Kaiser, daß die rechtmäßige Übung der Investitur, wie sie in Frankreich stattfand, seinen Interessen nicht nachteilig sei. Aber dennoch brachte das Reformkonzil zu Rheims noch nicht die Aussöhnung mit dem Kaiser, es endete im Gegenteil mit der Verkündigung des Bannes über Heinrich V. und den Gegenpapst. Dieser letztere endete auch schimpflich, nachdem bald darauf Papst Callixtus Italien und Rom gewann (1120).



Aus Joh. Franciscus de Pavinis Defensorium Canonisationis Sancti Leopoldi (um 1490, Padua).

Markgraf Leopold war während dieser Händel mit Werken des Friedens beschäftigt. Er vermittelte als Advokat des Klosters Melk mit Zuziehung seines Unteradvokaten Rudolf Tauschgeschäfte zwischen diesem Stift und dem Bischof Ulrich

von Passau, wie eine noch vorhandene Urkunde vom 7. Jänner 1120 besagt. Im Frühling des nächsten Jahres (25. März 1121) finden wir ihn in Regensburg als Mitzeugen einer Schenkungsurkunde des Kaisers an das Bistum Bamberg gleich nach dem neuen Herzog Heinrich von Bayern (Louipoldus marchio). Auf diesem Hoftag scheinen, und zwar gerade durch Vermittlung Leopolds, die entscheidenden Schritte der Verständigung geschehen zu sein.

Indessen hatten sich nämlich auch die Anschauungen in Deutschland geklärt. Es wurde immer mehr anerkannt, daß die Frage, ob Investitur oder nicht, falsch gestellt war, daß man vielmehr einem höchst verwickelten historischen Prozeß gegenüberstehe, daß man distinguieren müsse. Man einigte sich auf einem Fürstentage zu Würzburg (Michaelis 1121) vorerst über die politischen Grundsätze, die endgültige Entscheidung einem Konzil überlassend, das der Papst auf deutscher Erde halten sollte. Dem Kaiser sollte bleiben, was des Kaisers sei, der Kirche, was ihr zugehöre. Diesem Reichsfrieden trat im November des Jahres der bayrische Hochadel auf einem Landtage zu Regensburg bei; er war durch heimische Verhältnisse verhindert gewesen, in Würzburg zu erscheinen, oder er fühlte sich vielleicht, was wahrscheinlicher ist, als ein bayrisches Reich für sich mit besonderen Vorrechten.

Diese Beschlüsse der Verständigung waren, wie wir wissen, ganz nach dem Herzen und Sinne des frommen und klugen Markgrafen Leopold. Man wird sie wesentlich seinem mächtigen persönlichen Eingreifen zuschreiben dürfen. Kein anderer war zu dieser Vermittlerrolle besser berufen. Infolge davon konnte nun auch der kaiserfeindliche Erzbischof Konrad von Salzburg nach neunjährigem Exil wieder in seine Kirche zurückkehren. Der heißblütige Kämpe für die Sache der Reform hat bald darauf die ihm feindseligen Säkularkanoniker bei seiner Kathedralkirche vertrieben und dafür Augustiner Chorherren aus Limburg berufen. Jene ‚Pseudo-Kanoniker fürchteten ja‘, wie der Chronist sagt, ‚aus Liebe des weltlichen Guts so sehr die weltlichen Fürsten, daß sie darum ihren Bischöfen den schuldigen Gehorsam verweigern, um nur ja nicht von den Mächten der Welt ihrer Güter beraubt zu werden‘. Aber Konrad hatte die Güter seiner Kirche auch gegen die Angriffe des Herzogs Friedrich von Kärnten zu schützen, der mit Sophia, der Schwester Leopolds, vermählt war, und nach dessen Tode gegen dessen Nachfolger Heinrich den Sponheimer. Dabei leistete aber Leopold dem Erzbischof gerechte Hilfe, bis 1125 die Fehden ein Ende nahmen.

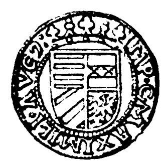
Wie vorsichtig die Exemtion Melks trotz alledem war, zeigte sich, als nach dem Tode Ulrichs von Passau 1121 diesem auf dem bischöflichen Stuhl Reginmar von Hagenau folgte, ein Mann, der mehr in weltlichen Dingen als in geistlichen heimisch war, dem Irdischen nachstrebend, ein Liebhaber des Geldes. Der neugewählte Abt Erkanfried von Melk nahm denn auch die Weihe aus der Hand des Papstes in Rom, wie es die Exemtionsbulle vorschrieb.

Leopolds wichtigste Aufgabe war aber die Teilnahme an dem endlichen Friedensschluß zwischen Kaiser und Papst, Reich und Kirche; das bekannte Konkordat wurde zu Worms nach achttägigen Verhandlungen am 23. September 1122 untersiegelt. Die kaiserliche Urkunde wird noch im vatikanischen Archiv verwahrt; sie ist außer vom Kaiser noch von achtzehn deutschen Fürsten bekräftigt, die bei dem Vertrag besonders mitgewirkt haben; es sind zur Hälfte geistliche, zur anderen Hälfte weltliche Fürsten, unter diesen auch der fromme Schwager des

Kaisers ‚Marchio Leupoldus‘. Man darf annehmen, daß gerade seine ausschlaggebende Mitarbeit an dem Vertrag es war, die ihn drei Jahre darauf als Kandidaten der deutschen Königswürde empfahl. Durch dieses Konkordat wurden der Kirche freie Wahlen und freie Weihen gewährt, sowie ‚die Besitzungen und Regalien des hl. Petrus‘ und aller anderen Kirchen. Der Kaiser verzichtete auf die Investitur mit Ring und Stab. Dagegen bewilligte der Papst in einer besonderen Urkunde, daß die Wahlen der Bischöfe und reichsunmittelbaren Äbte von Deutschland in Gegenwart des Kaisers, aber ohne Zwang und Simonie stattfänden, und daß der Kaiser bei eintretender Spaltung in der Wahl ein entscheidendes Votum nach Anhörung des Metropoliten und der Bischöfe derselben Provinz habe. Die rein weltlichen Regalien sollen alsdann dem Gewählten durch das Szepter verliehen werden gegen die schuldige Treuepflicht.

Viele Schwierigkeiten blieben noch im einzelnen. Man kann auch fragen, wer damals gesiegt hat, der Kaiser oder der Papst, oder wer mehr gewonnen hat. Die richtige Antwort auf diese Frage wird sein, daß durch diesen wichtigen Akt das Bestehen des Staates und der Kirche als zweier selbständiger, von einander verschiedener Mächte beurkundet wurde, die beide ihre besonderen Sphären haben, die sich in manchen Punkten wohl berühren, schneiden und durchkreuzen, aber eigentlich meist wohl geschieden auseinander treten. Die Verschiedenheit beider Mächte stellte sich als so grundsätzlich heraus, daß sich wohl beide bekämpfen und vertragen können, daß aber keine die andere durchaus in sich auflösen kann. Das Problem war somit für alle Welt klargelegt. Das war das Resultat jahrhundertlanger Arbeit. Die folgenden Jahrhunderte hatten die Aufgabe, auf dieser Grundlage weiter zu bauen, das gedeihliche Verhältnis von Staat und Kirche, versuchend und irrend, auszugestalten, eine Aufgabe, die auch wir noch der weiteren Zukunft vererben müssen, hoffend, daß sich die beiden Kategorien trotz ihres verschiedenen Wesens zu einer präſtabilierten Harmonie zusammenfinden, ergänzen und vollkommen decken werden wie Seele und Leib.

Auf dem allgemeinen lateranischen Konzil von 1123 verkündigte Papst Calixtus den glücklichen Friedensschluß vor tausend kirchlichen Würdenträgern, darunter 300 Bischöfen, und ließ ihn bestätigen. Zugleich ließ er neue Reformgesetze für die gesamte Kirche Europas, d. h. des päpstlichen Abendlandes, promulgieren: Verbot der Simonie und der Priesterehe, Freiheit der Wahlen und Weihen, Sicherheit des Kirchenguts. Der Gottesfriede, der Kreuzzug gegen den Islam in Spanien und im Orient ward aufs neue verkündigt. Auch der Streit zwischen den Bischöfen und den eximierten Klöstern wurde geschlichtet, indem man die durch die Orden besorgten Pfarreien den Bischöfen unterstellte. Der deutschen Kirche zeigte sich der Papst besonders gnädig. Er hatte ja nicht zu ihrem Nachteil, auch nicht zum Nachteil des Kaisers triumphiert, sondern allen Parteien geholfen.





Goldmünzen mit Wappen und Bildnis des hl. Leopold.

17. Friedenswerke. Leopolds Sohn in Paris 1122—1123.

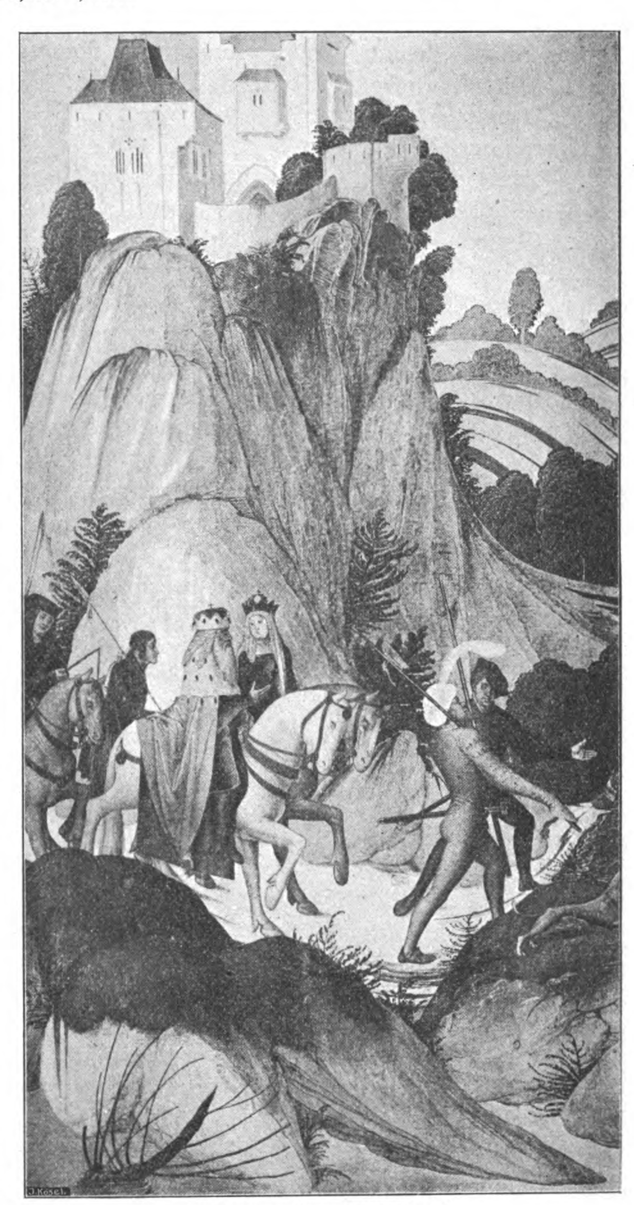
Im Jahre 1122 waren zwei Schwäger Leopolds gestorben, Ottokar von Steier, der getreueste Gregorianer, und Graf Otto von Wolfratshausen. Zwei Jahre später starb der dritte Schwager, Boriwoj, der zwischen 1116—1120 wieder den böhmischen Herzogsstuhl besessen hatte, aber nun, aufs neue flüchtig, in Ungarn unterging. Seine Witwe Gerbirga (Gerbirch) weihte ihre Güter dem Stifte Neuburg und dem Kloster Göttweig, wo sie als Nonne starb.

Manche Urkunden aus dieser Zeit geben einen Einblick in die Regierungstätigkeit Leopolds. Sie handeln über die verwickelten Rechtsverhältnisse eines Zehnten bei Mautern, über eine Tauschhandlung zwischen dem Bischof von Freising und dessen Bruder, dem Grafen Friedrich von Peilstein, über die Schenkung eines Edelmannes Waldo, die dieser krank und verzweifelnd an der Heilung dem Markgrafen versprochen, dann aber gesund und neuvermählt zurückgezogen hatte; ein Konvent bei der Burg Gars stellte die bedingungslose Schenkung fest. Dabei passierte es, daß auch ein Wald eingezogen wurde, den Waldo schon früher in Gegenwart und mit Zustimmung des Markgrafen dem Kloster Göttweig zu seinem Seelenheil übergeben hatte; Leopold mußte ihn später dem Abt Nanzo restituieren. Zwei andere Teile dieses großen Grundbesitzes schenkte Leopold später, 1124, seiner Schwester Gerbirg, der ‚Herzogin der Böhmen', die sie aber unmittelbar dem Kloster Göttweig überwies. Leopold vermittelt ferner einen Vergleich zwischen dem Kloster Göttweig und einem Querulanten. Er macht dem Stifte Neuburg wiederholt Schenkungen unter Mitzeugenschaft seines Sohnes Leupold, bezeugt Tauschgeschäfte des Stiftes, bestätigt Schenkungen an dasselbe, verleiht ihm mit Zustimmung seiner Gemahlin Agnes und seines Sohnes Adalbert auf Bitten des Propstes Otto eine Pfarre, bestätigt die Schenkung eines Diakons Adalbert von Klosterneuburg an das Stift, bestätigt eine Schenkung Ottokars von Steier an das Kloster Garsten, vergleicht sich mit dem Kloster Göttweig wegen strittiger Ansprüche u. s. w.[16]) Alle diese Geschäfte fanden etwa 1121—1123 statt. Es ist nur dem Zufall der Erhaltung zuzuschreiben, daß alle diese Urkunden Klöster und Kirchen betreffen. Die übrigen Archive haben nichts konserviert, weder die der Kaiser, noch der Landesfürsten, noch der Edelherren.

Wir kommen nun zur Besprechung einer höchst merkwürdigen Maßregel, die Leopold um diese Zeit zu ergreifen für gut fand. Im Jahre 1122 war der erste Propst von Klosterneuburg, Otto, gestorben. Der Markgraf ließ nun seinen drittgebornen Sohn Otto, der damals noch ein Knabe war und die Schule, wahrscheinlich die Klosterschule von Melk oder Neuburg, besuchte, zu dessen Nachfolger ernennen, gab ihm aber einen Vikar, namens Opoldus, bei zur einstweiligen Leitung des Stiftes. Den Sohn selber schickte er noch zu seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris, wo damals die berühmtesten Schulen der Christenheit als Vorstufen der erst später organisierten Universität glänzten. Die Kosten dieser Reise wurden mit ökonomischem Sinn aus den Einkünften der Kirche bestritten, die ja von Leopold selber herstammten. Man kann die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit dieser Maßregel nicht stark genug betonen. Sie zeigt das größte Verständnis für die Wissenschaft und beurkundet das, was wir über die literarische

Bildung Leopolds mehr schließen als wissen. Offenbar wollte Leopold dadurch nicht nur für die persönliche Ausbildung seines Sohnes sorgen, sondern auch durch ihn die Pariser Hochstudien in sein Land verpflanzen und so Klosterneuburg zur wahren Fürstenschule machen, was sie, wie wir erfahren, auch wurde. Freilich nahm der Lebenslauf Ottos eine etwas andere Richtung, noch höher und weiter, als sein Vater wohl gerechnet hatte.

Nach einigen Jahren kehrte Otto vorübergehend aus Paris zurück, wie es scheint bloß zu dem Zweck, seine Neuburger Stiftskirche wieder aufzusuchen, vielleicht um, volljährig geworden, von ihr Besitz zu nehmen. Er brachte ihr eine Menge Reliquien mit, die von einer festlichen Prozession des Volks und des Klerus empfangen, vom Markgrafen übernommen und mit Verehrung auf den Altar der heiligen Maria niedergelegt wurden, um dort aufs sorgfältigste bewahrt zu werden. Sonderbarerweise soll Otto aber die Namen der Reliquien wenigstens vorläufig nicht haben nennen wollen, damit sie nicht etwa aus Neid der Kirche entzogen würden, wie ja damals oft Reliquiendiebstähle vorkamen. Das Geheimnis wurde wahrscheinlich nach Vollendung des Baues und nach der einbruchsicheren Verwahrung aufgehoben, denn wir besitzen ein Verzeichnis der Reliquien aus alter Zeit in folgender Liste: Ein



St. Leopold auf der Jagd.
Gemälde von Rueland Fruehauf: XV. Jahrh. (Stiftsmuseum Klosterneuburg.)

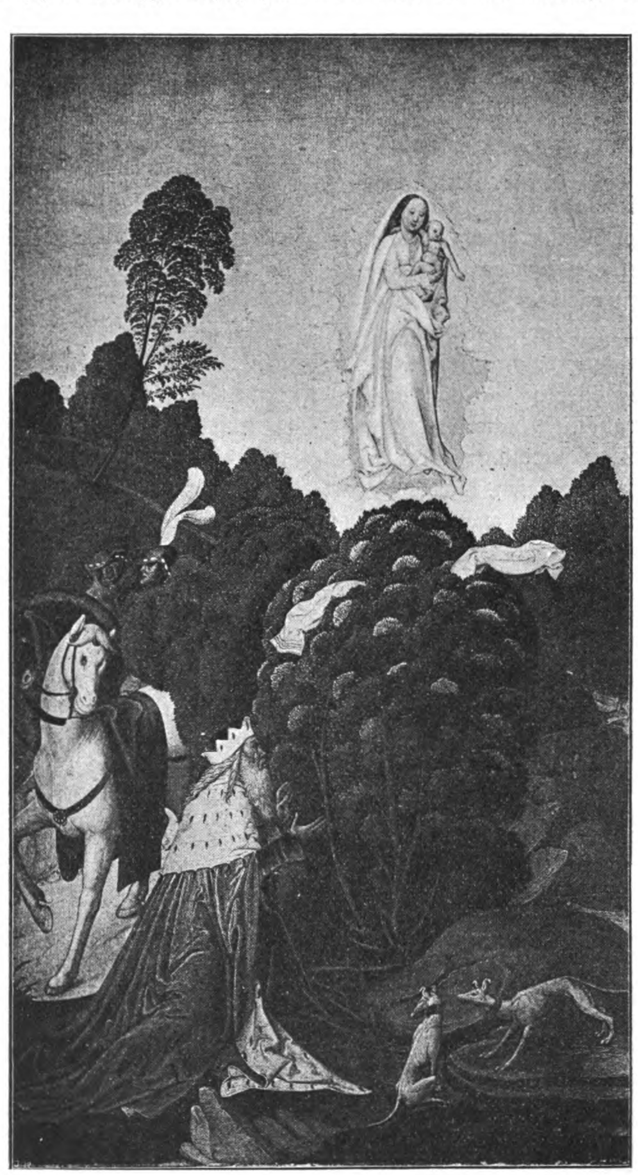
Stück vom Gewand der heiligen Gottesmutter Maria, der die Kirche geweiht ist; ein Stück vom hl. Kreuze; Reliquien Johannis des Täufers, der Apostel Petrus und Paulus, Andreas und Jakobus, Philippus und Jakobus, Simon und Judas, Markus, Lukas, der heiligen Martyrer: Stephanus des Protomartyrs, Laurentius, des Papstes und Martyrers Stephanus, des Papstes und Martyrers Sixtus, Fabianus und Sebastianus, Georgius, Blasius, Mauritius, Lambertus, Hermachoras und Fortunatus, Pantaleon, Johannes und Paulus; ferner folgender heiliger Bekenner: Papst Gregor, Bischof Augustinus, Rudbertus, Nikolaus, Wolfgang, Gothard, Udalrich, Ägidius, König Oswald, der heiligen Jungfrauen Maria Magdalena, Margaretha, Agatha, Agnes, Lucia, Walpurga, Gerdrudis, Brigida, der 11000 Jungfrauen und anderer.

Otto blieb damals nur einige Tage gleichsam auf Ferien in Neuburg. Seine Anwesenheit scheint den Anlaß zu neuen Begabungen des Klosters gegeben zu haben. Dann zog er wieder zur Vollendung seiner Studien nach Paris. Sein Aufenthalt daselbst muß also sehr lange gedauert haben. Er sog mit der Wissenschaft so entschiedenen monastischen Geist ein, daß er, wie wir noch hören werden, in ein strenges Kloster trat und zur neuerlichen monastischen Reformierung Kloster Neuburgs anregte.

Eine eigentliche Universität im späteren Sinn bestand damals in Paris noch nicht, sondern nur mehrere geistliche Schulen an verschiedenen Kirchen. Aber ebenso wie gleichzeitig in Bologna der schon erwähnte Magister Irnerius das römische Recht lehrte und eine große Zahl von Schülern und Lehrern um sich versammelte, so fing auch um diese Zeit in Paris das Studium der Philosophie zu blühen an. Wir haben bereits gesehen, daß dieser Aufschwung der Wissenschaft und des Studiums durchaus mit dem des kirchlichen Lebens zusammenhing und nur die andere Seite der praktischen Reform ausmachte. Der Ruhm der französischen Wissenschaft stammt schon von Berengar von Tours, dem kühnen Neuerer, dem kritischen, rationalistischen Theologen der Transsubstantiation, der trotz seiner bedenklichen Lehren den Schutz Gregors VII. und anderer Gutgläubiger genoß. Neben ihm blühte Lanfrank, der, aus Pavia stammend, in Bologna die juridischen Studien durchmachte, dann aber das Studium der schönen Künste nach der Normandie verpflanzte, weiters eine strengere theologische Richtung einschlug und seit 1042 im Benediktinerkloster Bec viele Schüler aus Frankreich, Deutschland und Italien um sich versammelte, Kleriker wie Laien, hohen und niederen Standes. Anselm von Canterbury und Papst Alexander II. waren seine Schüler. Dieser älteren Generation gehören auch die Lehrer Wilhelms von Champeaux an: Manegold oder Menegaldus, der Philosoph, ein Laie, dessen Gattin und Töchter auch als Lehrerinnen auftreten konnten, Anselm von Laon, der Exeget, Roscellin, der Nominalist und Tritheist.

Aber bald vollzog sich in Paris ein Umschwung zu der neuen ‚modernen' Methode der philosophischen, dialektischen, scholastischen Behandlung der Theologie und aller Wissenschaft. Sie ging von Wilhelm von Champeaux aus, dem Leiter der Pariser Domschule bei Notre-Dame, der dann als Abt von St. Viktor wirkte und als Bischof von Chalons sur Marne 1121 starb. Er hat, wie wir schon mitgeteilt haben, in die Vermittlung zwischen Papst und Kaiser mit eingegriffen. Vielleicht hat ihn Leopold bei dieser Gelegenheit kennen gelernt.

Jedenfalls dürfte der Markgraf die ganze wissenschaftliche Bewegung schon seit seiner Jugenderziehung verfolgt haben. Wilhelm war entschiedener Realist, d. h. Vertreter der Realität des Idealen, der Ideen und geistigen Begriffe, also strenger Platoniker, Freund des hl. Bernhard. Jetzt wirkten an den zwei Pariser Schulen, zu Notre-Dame und zu Ste. Geneviève, seine Schüler; vor allem der weitberühmte Abälard, der Nebenbuhler seines einstigen Lehrers. Er hatte damals seine „Kalamitäten" mit Heloise schon durchgemacht; seit 1119 war er als Mönch ins Kloster St. Denis eingetreten, setzte aber seine theologischen und philosophischen Vorträge fort; Petrus Lombardus und Papst Cölestin II. waren seine Schüler. Im Jahre 1121 wurde seine Abschwächung der Dreipersönlichkeit Gottes zensuriert. Trotz seines noch viel bewegten Lebens lehrte er zeitweise immer wieder in Paris, so noch 1136, und er wirkte mächtig trotz der Bedenklichkeit mancher seiner Lehren, auf die besonders der hl. Bernhard aufmerksam machte. In der Philosophie nahm er im Gegensatz zu seinem Lehrer einen mehr nominalistischen Standpunkt ein, d. h. er läugnete die Substantialität der Ideen, die er für bloße Worte, Namen, Abstraktionen erklärte. Er war Rationalist, Kritiker, eine durchaus moderne Natur. Neben ihm lehrte Wilhelm von Conches seit 1122 als Grammatiker und Naturphilosoph, Mediziner, Kosmolog, ferner Gilbert de la Porrée, der Schüler



St. Leopold findet den Schleier.
Gemälde von Rueland Fruehauf. XV. Jahrh. (Stiftsmuseum Klosterneuburg.)

Bernhards von Chartres, des Platonikers. Petrus Lombardus, der ‚magister sententiarum‘ und andere später berühmte Scholastiker mögen damals Mitschüler des österreichischen Markgrafensohnes gewesen sein. Kurz vorher hatte auch Vicelin, der Vorsteher der Bremer Domschule, einst an der berühmten Schule zu Paderborn gebildet, den Lehrstuhl verlassen, um in Frankreich wieder Schüler zu werden und sich so zum Apostolat bei den Wenden vorzubereiten.

So boten also die verschiedenen Schulen von Paris des Anregenden genug, ja nur zu viel. Nicht ohne Grund nannte man vier der einflußreichsten Lehrer die vier Labyrinthe Frankreichs, weil sie in der Tat durch Freiheit und Kühnheit der Spekulation, durch Phantastik, die mit platonischen und neuplatonischen Grübeleien wetteifert, die Jugend von Europa anlockten und in eine Begeisterung versetzten, die oft auf Irrwege führte, wenn die mystische Aszetik eines hl. Bernhard nicht mahnend eingriff. Man macht sich von der mittelalterlichen Scholastik, und zwar sowohl von dieser älteren, wie auch von den späteren Perioden gewöhnlich eine gründlich falsche Vorstellung. Sie ist durchaus frei von Pedanterie, von jedem Pennalgeist, jeder Schulfuchserei, jeder langweiligen und zopfigen Einerleiheit; sie schwelgt vielmehr in den mannigfaltigsten, gewagtesten Vorstellungen und Konstruktionen, ist ebenso sehr ins einzelne eindringend, wie allumfassend, beschränkt sich durchaus nicht etwa bloß auf Logik oder Theologie, sondern ergreift in rücksichtslosester Kühnheit die schwierigsten naturhistorischen, kosmologischen, dialektischen, wie die aktuellsten ethischen und politischen Probleme. Wenn man dazu die Methode erwägt, nach der die Lehrer nicht etwa bloß ihre Hefte ablasen, sondern nach Art unserer Seminarien und Übungen mit den Schülern in engste Verbindung, in fruchtbarste Mitarbeit traten, so begreift man, daß es der Mühe wert galt, durch ganz Europa zu reisen, um die Vertreter dieser Wissenschaft zu hören, zu genießen, von ihnen Anregungen zu empfangen, die sich vielleicht nur mit jenen vergleichen lassen, die Sokrates, Platon und Aristoteles ihren Schülern gaben. Ja, man darf die Wirkung dieser Wissenschaft sogar noch höher anschlagen; denn es vereinigte sich eine vollkommen freie Behandlung mit dem Bewußtsein eines sicheren, wissenschaftlichen und theologischen Grundschatzes. Akademie und Lyceum war eine vom antiken Lebensstrudel umwogte kleine Insel; die Scholastik erst war die nach der Ahnung Platons zur herrschenden Königin gewordene Philosophie. Und diese ihr gebührende Stellung hat die Philosophie erst wieder mit dem Sturz der Scholastik eingebüßt.

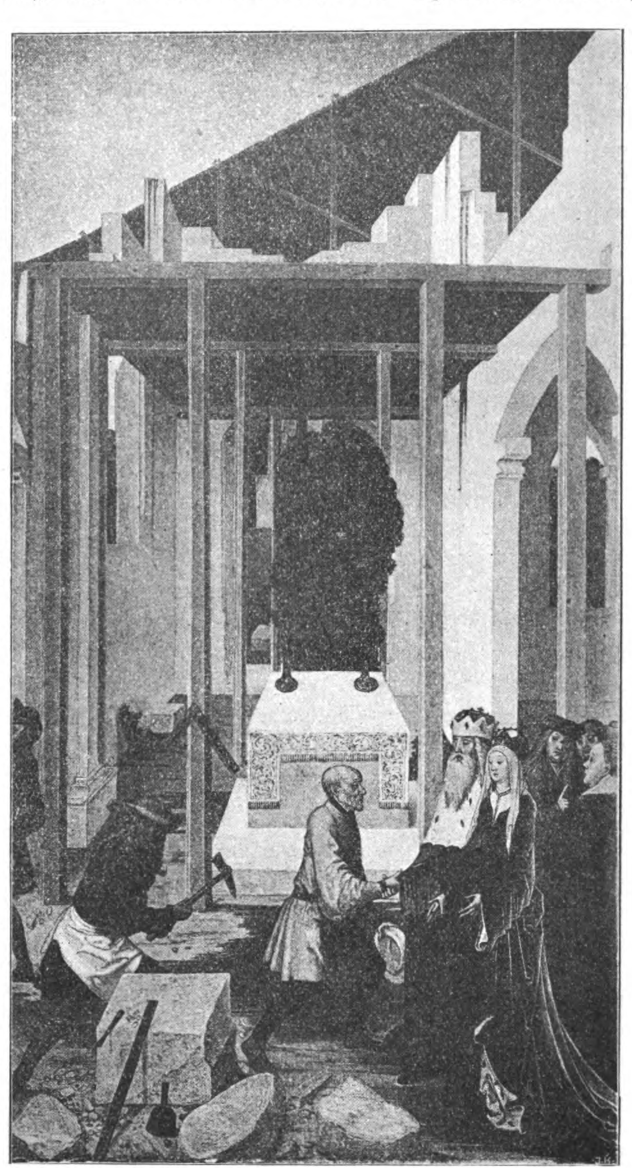
18. Leopold als Königskandidat 1125.

Auch das mag Ottos Reise nach Paris wesentlich befördert haben, daß infolge des Wormser Konkordats in der Tat der Gottesfriede über Europa waltete. Die Streitigkeiten waren behoben, der Janustempel wie zu Zeiten Augusts geschlossen. ‚Christus schien in den Herzen der Gläubigen von neuem geboren zu werden.‘ Papst Calixtus II. starb zu Ende des Jahres 1124 als wahrer Friedensfürst, als der glückliche Vollender jener Reihe heiliger Päpste, die durch ihre Entschiedenheit die Freiheit der Kirche erstritten hatten, im vollen Besitz der Autorität über das Abendland und, was fast noch mehr hieß, über Rom und Italien. Und das galt auch von seinem Nachfolger Honorius II., ob-

wohl er in etwas tumultuarischer Weise zur Regierung kam. Der römische Stuhl hatte von da an als der siegreiche Vorkämpfer der Reform die Weltstellung erlangt, die ihn noch über das Kaisertum hinaushob, jene Stellung, die gleich Karl dem Großen und Otto dem Großen auch Heinrich IV. und V. wenigstens auf dem Gebiet der Politik hätten festhalten können, wenn sie sich gleich ihren großen Vorgängern an die Spitze der Reform und nicht ihr entgegen gestellt hätten. Das Papsttum siegte nun dadurch, daß es eine vom Kaisertum begonnene, aber aufgegebene Sache aufnahm und zu Ende führte.

Infolge dessen war auch der Ausgang Heinrichs V. wenig ruhmvoll. Er wagte es zwar nicht mehr, die Rechte der Kirche zu verletzen, aber er zögerte, ihr nach seinem Versprechen die vorenthaltenen Güter herauszugeben. Als kalter, despotischer Herrscher wurde er nirgends geliebt; selbst seine beiden Neffen Friedrich und Konrad von Schwaben sagten sich eine Zeit lang von ihm los und bereuten ihre frühere Kaisertreue. Doch versöhnten sie sich noch vor seinem Ende als seine nächsten Erben. Er selber, der unnatürliche Sohn, hatte keine Kinder.

In diese Zeit fällt die militärische Expedition Leopolds zum Schutze des Bischofs Hildebold von Gurk und der salzburgischen Kirche gegen Herzog Heinrich von Kärnten, den Sponheimer, davon der Biograph des Erzbischofs Konrad erzählt. Leopold befreite den in Friesach eingeschlossenen Bischof von Gurk, zerstörte die Zwingburgen



St. Leopold läßt die Stiftskirche zu Klosterneuburg erbauen.
Gemälde von Rueland Fruehauf. XV. Jahrh. (Stiftsmuseum Klosterneuburg.

des Gegners und zwang ihn zum Frieden. Die Kriegskosten wurden der Vereinbarung gemäß von Hildebold dem Markgrafen vergütet.

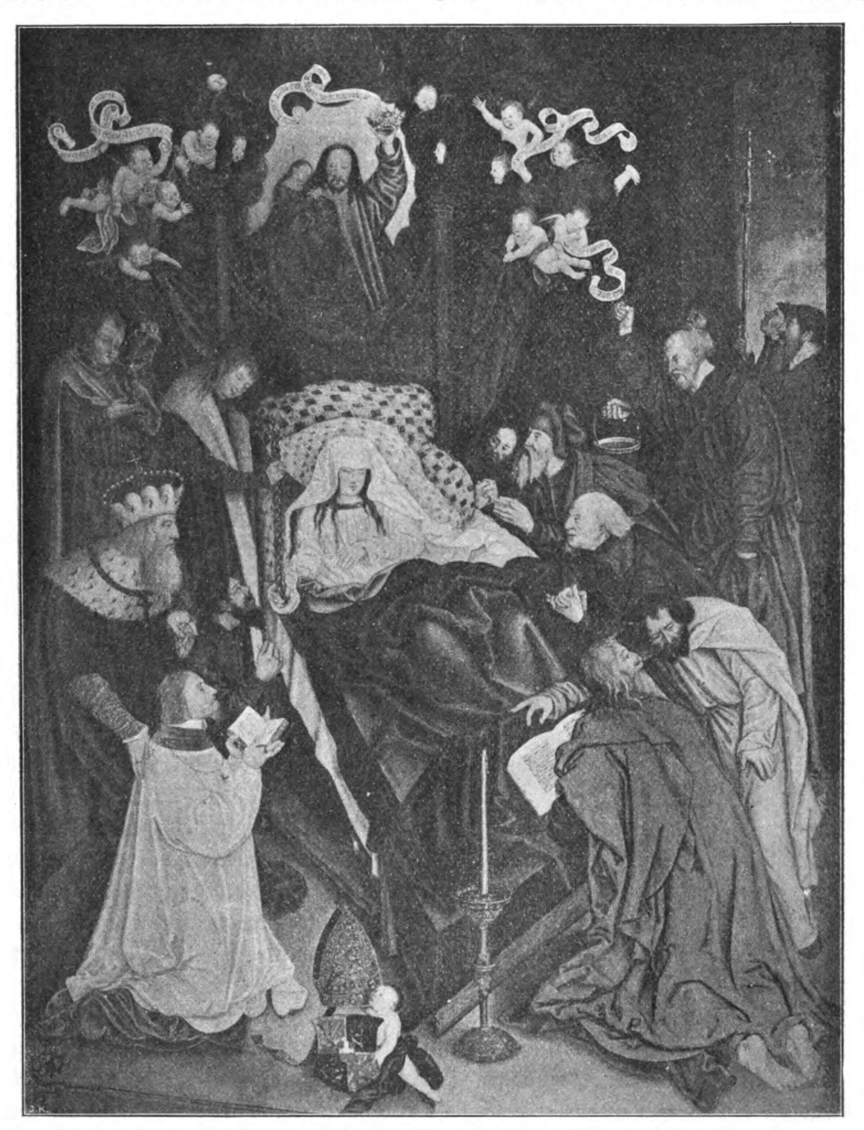
Wenn auch im allgemeinen keine neuen Fehden erhoben wurden, so kümmerte sich doch auch ein großer Teil von Deutschland, besonders der Norden mit Herzog Lothar von Sachsen, gar nicht um den Kaiser. Dieser wollte schließlich noch im Interesse seines Schwiegervaters, des Königs von England, Frankreich bekriegen 1124, stand aber angesichts der übergewaltigen Gegenrüstungen davon ab. Im Angesichte des Todes kam über ihn späte Reue, und er ließ beurkunden: ‚Weil wir von so schwerer Krankheit befallen sind, daß wir keine sichere Hoffnung auf dieses zeitliche Leben mehr setzen können, versprechen wir vor Gott, allen Kirchen in unserm Reiche, die von uns oder den unsrigen ihres Eigentums beraubt sind, von heute an ihre Güter getreulich zurückzustellen.‘ Er starb am 23. Mai 1125 ohne Leibeserben, aber mit der sicheren Erwartung, daß sein Neffe Friedrich von Schwaben, der Stiefsohn Leopolds, sein Nachfolger werde.

Beim Tode Heinrichs V. waren selbst die ihm anhänglichsten Fürsten darüber einig, daß man keinen so harten Bedrücker des Reichs und der Kirche mehr wählen dürfe. Am meisten Aussichten hätte wohl Friedrich von Schwaben gehabt, der sich schon als Statthalter des Kaisers während dessen zweiter Reise nach Italien bewährt hatte. Durch seine Mutter Agnes war ihm die Zustimmung des mächtigen Markgrafen gewiß. Durch Friedrichs Ehe mit der Tochter des Bayernherzogs waren ihm auch die Welfen sicher. Aber die kirchliche Partei mißtraute dem Staufer, da er zwar nicht immer, aber doch zumeist die Sache seines Oheims vertreten hatte. Zudem wollte man nicht durch Anerkennung eines gewissen Erbrechts die Ansprüche des Königtums steigern. Auch war der mächtige Lothar von Sachsen kaum geneigt, sich für den Neffen seines langjährigen Feindes zu erwärmen.

Die Wahlverhandlung zu Mainz am Bartholomäustag 24. August 1125 sollte nun über die Frage entscheiden, die ganz Europa beschäftigte. Wir besitzen darüber den unmittelbar darauf niedergeschriebenen Bericht eines österreichischen Augenzeugen, wahrscheinlich aus Göttweig; daselbst wird er wenigstens aufbewahrt. Er zeichnet sich durch eine Anschaulichkeit aus, die sonst leider für diese Zeit äußerst selten ist. Sechzigtausend Ritter und zahlloses Volk lagerte um die Stadt. Aus Frankreich war der Rat des Hofes, Abt Suger von St. Denis, aus Rom zwei Kardinäle erschienen. Am linken Ufer des Rheins bei der Stadt lagerten die Sachsen, die Bayern und Markgraf ‚Liupoldus‘, Friedrich dagegen mit Schwaben und Franken auf dem rechten Ufer gegenüber der Stadt.

Von entschiedenem Übergewichte war bei dieser glänzenden Zusammenkunft die kirchliche Partei. Man war geneigt, die Kaiserwahl zum Anlaß zu nehmen, damit die Investiturfrage in noch kirchlicherem Sinne gelöst werde, als es vorläufig durch das Wormser Konkordat geschehen war. Als daher die Fürsten zur Besprechung zusammentraten, war ihr erstes, dem kirchlichsten der Bischöfe, Konrad von Salzburg, die Absetzung des widerspenstigen Brixener Bischofs und die Einsetzung eines gefügigeren zu erleichtern. Dann wurde eine Wahlkommission von je zehn Fürsten aus den vier Hauptstämmen der Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen gebildet. Wenn sie sich über einen Kandidaten einigten, so sollte

dieser widerspruchslos als gewählt gelten. Aber sie konnten sich nicht einigen. Sie legten daher der Gesamtheit ganz aufrichtig die Namen der drei Kandidaten vor, über die bei ihnen die Meinungen auseinander gegangen waren. Es waren Herzog Friedrich von Schwaben, Markgraf Leopold von Österreich und Herzog



St. Leopold beim Tode Mariä. Gemälde aus dem Stiftsmuseum in Klosterneuburg.

Lothar von Sachsen. Offenbar hatten die weltlich Gesinnten Friedrich, den Neffen der Salier, die streng kirchlichen Lothar, den entschiedensten Gegner Heinrichs V., ins Auge gefaßt, während eine dritte vermittelnde Partei sich dem frommen, aber dem Kaiser immer ergebenen Leopold zuwandte. Zwischen diesen sollten also die Wähler in ihrer Gesamtheit entscheiden.

Friedrich war nicht gegenwärtig; er scheute, wie er sagte, die Gehässigkeit der Mainzer gegen ihn. Die beiden andern Kandidaten baten die Fürsten knieend und unter Tränen, ihnen nicht diese Last aufzubürden. Lothar hatte allerdings die Entschuldigung höheren Alters für sich; er muß damals gewiß 60 Jahre alt gewesen sein. Auch Leopold wandte sein Alter vor; aber er war ja kaum viel älter als 50 Jahre, vor 21 Jahren erst, 1104 hatte er das Ritterschwert empfangen. Triftiger war sein anderer Grund, den er vorbrachte, die große Zahl seiner Söhne könnte im Reiche Streitigkeiten erregen. In der Tat wissen wir, daß bei Leopolds Söhnen nicht alles in der Ordnung war. Er glaubte ja bei Bestimmung der Nachfolge den älteren übergehen zu müssen, und es ist nur zu wundern, daß daraus keine größeren Mißhelligkeiten entstanden. Ferner ist es sicher, daß bei der Eifersucht der Fürsten auf ihr Wahlrecht sich ein kinderloser Fürst wie Lothar besonders empfahl. War es ja doch schon ein Grund gegen Friedrich, daß seine Erwählung wie die Anerkennung eines Erbrechts aussehen konnte. Der Hauptgrund aber seiner Ablehnung dürfte für Leopold wohl die Erwägung gewesen sein, daß er unendlich mehr des Ersprießlichen als Vater seines Landes leisten konnte, daß ihn die Krone dagegen fast notwendig auf falsche und gefährliche Bahnen locken mußte. Es entspricht ganz seiner Vollkommenheit, daß er die Wahl so lang als möglich ausschlug und nur etwa gezwungen, nur einstimmig bedrängt sie annehmen wollte. Man hat vermutet, daß ihn vielleicht auch seine politische Überzeugung davon abhielt, auf Wahlbedingungen einzugehen, die den Investiturstreit noch mehr zu Ungunsten der Krone entscheiden sollten. Es ist wohl zweifellos, daß solche Vorbesprechungen stattfanden und wesentlich die Parteinahme beeinflußten, aber wir haben keinen Anhalt über die Stellung Leopolds in einem solchen Fall, und es ist wertlos, darüber Vermutungen anzustellen.

Friedrich hatte wohl hauptsächlich deshalb nicht in der Versammlung der Fürsten erscheinen wollen, um nicht dadurch ihre Wahlfreiheit anzuerkennen, denn er hielt sich vor allem als nächsten Verwandten und als vom Kaiser Designierten für erbberechtigt; er verlangte bloß die Anerkennung der Fürsten. Diese hielt er aber nun nach der Ablehnung der beiden andern Kandidaten für gesichert und kam denn auch. Gewiß waren viele auf seiner Seite, und ein altes Herkommen machte es auch den Wählern nicht leicht, von der Verwandtschaft des einmal zur Herrschaft gelangten Hauses abzugehen. Sie waren nur eifersüchtig auf ihr formelles Wahlrecht und wollten es mindestens anerkannt wissen. Deshalb legte in ihrem Namen der Erzbischof von Mainz den drei Kandidaten die Frage vor, ob sie dem Gewählten bedingungslos folgen wollten. Lothar gab eine loyale Erklärung, und Leopold ging sogar noch weiter, indem er einen Eid anbot, daß es ihm wirklich ernst mit seiner Ablehnung sei, daß er durchaus nicht nach der Herrschaft trachte und sich nur äußerlich so stelle. Aber Friedrich war so unklug und so sicher, daß er eine Erklärung verweigerte. Gerade das machte seine Gegner noch entschiedener und seine Freunde unwillig. Er kam am nächsten Tag wieder nicht, was wieder unklug genug war.

Nachdem also die Neigung für Friedrich immer mehr schwand, nachdem die beiden andern abgelehnt hatten, beriet man neuerdings. Leopold und Lothar waren auch dabei und saßen gemütlich auf einer Bank bei einander.



Aus Albrecht Dürers „Ehrenpforte“ Kaiser Maximilians.

Nun machte sich aber fast ganz von selbst die herrschende Stimmung geltend. Ein neuer Kandidat war nicht zu finden. Friedrich schien abgetan. Von den beiden anwesenden Kandidaten empfahl sich im allgemeinen schon der söhnelose Lothar, von dem nicht zu fürchten war, daß er eine Erbmonarchie begründen könne. Außerdem war seine Parteistellung für die nach dem Mißerfolg Friedrichs noch mehr zur Geltung kommende kirchliche Partei am zweifellosesten. Überdies mochte schon von Anfang an der Widerspruch des Herzogs nicht so ernst gemeint sein. Es fanden gewiß mit ihm schon Vorbesprechungen statt. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, daß mitten in der ratlosen Verhandlung einige Laienfürsten allem weiteren ein Ende machten, indem sie riefen: ‚Lothar soll König sein!‘ Sie ergriffen ihn, hoben ihn auf ihre Schultern und schrien den Widerstand der andern nieder. Lothar protestierte vergebens gegen diese tumultuarische Art. Man sah endlich ein, daß man vor allem der Zustimmung des abwesenden Bayernherzogs und Friedrichs bedürfe. Die des ersteren erfolgte rasch, wahrscheinlich, weil man ihm die Hochzeit seines Sohnes mit Lothars einziger Tochter in Aussicht stellen konnte; und auch Friedrich hielt es schon am 2. September für gut, nachzugeben. Ein allgemeiner Jubel, die Verkündigung eines Reichsfriedens bis Weihnachten krönte die Wahl.

Leopold mag des Ausgangs froh gewesen sein. Er zog mit den anderen

Fürsten zur Salbung und Krönung des neuen Königs nach Aachen. Es ist wahrscheinlich, daß unter den Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit auch die Schwertnahme Adalberts, des ersten Sohnes unseres Markgrafen, mit 120 anderen jungen Rittern stattfand, wenn dies von dem österreichischen Chronisten erwähnte Fest nicht etwa schon vor dem Auszug Leopolds in der Heimat stattfand als Vorbereitung zur glänzenden Hoffahrt. Adalbert war damals noch nicht über achtzehn Jahre alt.

Die Wahl Lothars war ein neuer Sieg der kirchlichen Idee. Man sagte, der neue König habe der Kirche die volle Wahlfreiheit zugestanden und auf jede Gegenwart oder Einwirkung bei den Wahlen verzichtet. Auch sollte die Investitur mit dem Szepter nicht wie bisher vor, sondern nach der Weihe geschehen; auch im Lehenseid an den König sollten die Pflichten des geistlichen Standes ausdrücklich ausgenommen sein. Aber damit stimmte die Folge freilich nicht ganz. Lothar hielt die Bestimmungen des Wormser Konkordats aufrecht, ja er soll sogar, und zwar im Interesse der Kirche, das alte Investiturrecht der Ottonen wieder erstrebt haben, da trotz der Freiheit der Wahl nun innerhalb der Kirche doch wieder die Simonie einriß. Man darf sich darüber nicht wundern, daß ein zum Teil verweltlichter Klerus nicht überall der neuen Freiheit würdig war. Aus diesen selben Gründen hatten ja die guten großen Kaiser dereinst die Reform der Kirche selber in ihre feste Hand genommen.

Um sich den Staufern gegenüber zu halten, mußte Lothar vor allem die Welfen gewinnen. Dies zu erreichen, hielt er alsbald einen Hoftag zu Regensburg um die Mitte des November ab und verlobte seine zehnjährige Tochter Gertrud, das Kind seiner geliebten Gemahlin Richinza, dem jungen Sohne des Bayernherzogs. Leopold von Österreich war auch daselbst, um die Interessen seines Landes beim Könige zu vertreten. Mit seiner Zustimmung ließ sich dort das Kloster St. Florian seine Rechte vom Könige bestätigen. Leopold hatte eine schwierige Stellung zwischen Lothar und Friedrich. Jener verlangte, daß Friedrich aus dem salischen Erbe alles das ausscheide, was Reichsgut sei. Dieser weigerte sich, erschien nicht auf die Vorladung des Königs und wurde von den Fürsten zu Straßburg des Hochverrats für schuldig erkannt. Leopold scheint den Trotz seines Stiefsohnes nicht unterstützt zu haben; wir finden ihn um diese Zeit in Salzburg, wo er die ‚Kirche des seligen Bekenners Christi Ruodbertus' besuchte, sich in die Confraternität der dortigen Chorherren aufnehmen ließ und sich ihren Gebeten empfahl, auch dem Domkapitel einige Rechte abtrat mit Zustimmung seiner Gemahlin Agnes und seiner Kinder, die also wohl auch anwesend waren.

Konrad von Salzburg war es, der damals auch die Grenzwacht gegen Ungarn mitbesorgte. Wie ein König unterhandelte er mit König Stephan II., schützte die Grenze durch Kastelle, hier ebenso gewaltig wie in der inneren Verwaltung, in der er sich die Durchführung der größten monastischen Strenge zum Ziele nahm. Er gewann auch den Ungarkönig so sehr, daß ihm dieser nach dem Brande der Ruprechtskirche in Salzburg 1127 eine große Beisteuer zum Wiederaufbau schickte.

19. Staufen und Babenberger 1126—1133.

Es zeigte sich bald, daß Leopold die Schwierigkeiten einer Reichsregierung richtig geschätzt hatte. Lothar II. kam früh genug in schwere Bedrängnis. In dem Thronstreit in Böhmen zwischen Otto und Sobieslaw schloß er sich dem ersteren, dem schwächeren und weniger berechtigten Teil, an, während, wenn der Überlieferung zu trauen ist, Leopold sich auf die Seite Sobieslaws, des von den Böhmen erwählten Herzogs, stellte. Als Lothar seinen Schützling mit Waffengewalt einführen wollte, erlitt er eine furchtbare Niederlage. Otto fiel, und der König mußte froh sein, daß der siegreiche Sobieslaw von ihm nichts weiter begehrte, als daß er ihm auf dem Siegesfelde die Belehnung erteile.

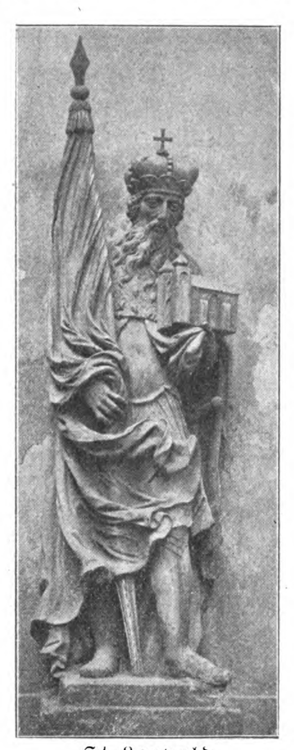
Ebenso schwer war es, gegen Friedrich von Schwaben aufzukommen, obwohl Lothar den Welfen auf seine Seite gezogen hatte. Herzog Heinrich von Bayern wich dem Konflikte zwischen beiden Verwandten dadurch aus, daß er sich lebensmüde ins Kloster zurückzog, wo er bald darauf starb, 13. Dezember 1126. Sein junger Sohn Heinrich war aber bereit, die antistaufische Politik voll durchzuführen. Bald nach Pfingsten feierte er am 29. Mai 1127 seine Hochzeit mit der ihm angelobten Königstochter Gertrud in sommerlicher Festfreude auf dem Gunzenlee am Lech. Es war eine Hochzeit, die trotz aller Lust und Pracht viel des Unheils und Kriegsleides über Deutschland brachte. Alle Fürsten und Herren Bayerns waren zu diesem Fest, zugleich dem seines Regierungsantrittes, geladen. Zweifellos mußte auch Leopold dabei erscheinen, wenn er auch nicht gezwungen war, in den folgenden Bürgerkrieg einzugreifen.

Mit dem Böhmenherzog folgte also auch der junge Welfe dem Kaiser, seinem Schwiegervater, wider Friedrich von Schwaben, der doch auch sein Schwager, der Gemahl seiner Schwester war. Zur Seite Friedrichs stand sein Bruder Konrad, der eben erst von einer Kreuzfahrt zurückgekommen war und nun Nürnberg tapfer verteidigte (1127). Der Kampf zog sich in die Länge, und auch der Reichstag zu Speyer im September brachte nicht Frieden. Der Bayernherzog richtete gegen Friedrich wenig aus, da der mächtigste der Markgrafen, Leopold, seinem Stiefsohn nicht entgegentreten konnte, wenn er auch aus Rücksicht auf seinen Lehensherrn, und wohl auch aus Überzeugung nicht für ihn Partei nahm.

Darum werden ihn auch die Staufer nicht beigezogen haben, als sie sich für stark genug hielten, einen Gegenkönig dem feindlichen Lothar gegenüber zu stellen. Konrad, der jüngere Bruder Friedrichs, der Sohn der Agnes, wurde am 28. Dezember 1127 in Nürnberg, dem Mittelpunkt seiner Besitzungen, von fränkischen und schwäbischen Herren zum König gewählt, allerdings nur, um sogleich vom ganzen Klerus Deutschlands als Frevler gegen Reich und Kirche in den Bann getan zu werden. Konrad von Salzburg wirkte besonders dahin, diesen Bann in seinem Wirkungsgebiet zu verbreiten. Die Stellung Leopolds wurde dadurch immer schwieriger. Unmöglich konnte er diesen Schritt der Stiefsöhne billigen. Sie hatten auch ihre Kräfte überschätzt und konnten es zu keinem vollen Erfolg bringen, ebenso wenig wie ihr Gegner Lothar. Dieser konnte sich außer auf sein Sachsen und auf Lothringen noch am meisten auf den Böhmenherzog verlassen. Konrad wich ihm aus und zog über die Alpen, wo er trotz des päpstlichen Bannes vom Erzbischof von Mailand im Juni 1128 mit der eisernen Krone

gekrönt wurde. Aber in Deutschland hob sich seitdem die Macht Lothars. Es fiel ihm sogar Markgraf Dietbold von Vohburg zu, der bisher mit Leopold abseits gestanden.

Von Leopold selber hören wir nur wenig; er war gerade damals um 1128 mit Familien- und Landessachen beschäftigt. Es war das die Zeit, da sein Sohn Otto auf einen kurzen Besuch aus Paris kam; er hatte wohl den Kursus vollendet, wollte aber nach kurzem Verweilen zu weiterer Ausbildung in den Studien wieder zurückkehren. Der Bau der großen Stiftskirche von Neuburg war mächtig vorgeschritten. Otto hatte ihr damals jenen bereits erwähnten Reliquienschatz mitgebracht. Bei dieser Gelegenheit erflossen auch weitere Bestiftungen der Kirche. Otto und drei seiner Brüder, Adalbert, Liupold, Ernesto, mit ihrer Mutter Agnes verwendeten sich auch, wie wir aus einer Urkunde erfahren, dafür, daß einige aus ‚Nachlässigkeit' zurückbehaltene Einkünfte der Herrschaft Persenbeug wieder dem Kloster St. Nikolaus zu Passau zurückgestellt wurden, dem sie gebührten; diese Herrschaft hatte Leopold seiner Tochter Bertha bei ihrer Heirat mit dem Burggrafen Heinrich von Regensburg mitgegeben.



St. Leopold.
Statue vor der St. Leopoldskirche zu Wien.

Mit wechselndem Erfolg zog sich der Bürgerkrieg die Jahre 1129 und 1130 hin, teilweise zum Vorteile Lothars, jedenfalls zum größten Schaden des Reichs, zur Verwilderung der Sitten. Als Lothar im Jahre 1130 seinem Schwiegersohne, dem Herzog von Bayern, zu Hilfe zog und in Regensburg mit ihm, wie mit dem verbündeten Böhmenherzog zusammentraf, lag es nahe, daß auch Leopold dort erschien; doch wir erfahren nichts darüber. Indessen hatte sich auch der gebannte Konrad in der Lombardei nicht länger halten können, und er kehrte daher erfolglos heim.

Diese Zeit der Wirren war wenigstens eine Zeit der Freiheit für die Kirche. Lothar und besonders seine Gemahlin Richinza nützten ihre Stellung als Schützer des Glaubens mächtig aus. Die ganze Tätigkeit der Kirche konnte denn auch zielbewußt der durchgreifenden Reform zusteuern. Überall versuchte man die Weltgeistlichen unter die Ordensregel zu bringen. Neue Klöster erstanden. Entscheidend war, daß Lothar den heiligen Norbert, den Stifter von Prémontré, in das Erzbistum Magdeburg einführte, wo der strenge Reformator allerdings einen verzweifelten Widerstand zu überwinden hatte. Aber die Verhältnisse waren auch höchst verschlungen. Erzbischof Adalbert von Mainz, der hauptsächlich zur Erhebung Lothars beigetragen, hatte doch anderseits nichts dagegen, daß seine Nichte sich mit dem bald verwitweten Friedrich von Staufen vermählte.

Welche Gefahren selbst die reformierte Kirche noch in ihrem eigenen Schoße barg, wurde schon angedeutet. Am traurigsten zeigte sich aber das beim Schisma, das nach dem Tode Honorius II., 14. Februar 1130, in Rom ausbrach. Zwei durchaus würdige Kardinäle wurden von zwei verschiedenen Fraktionen mit ungestümer Hast gewählt: Innozenz II. etwas früher von den Kardinalbischöfen, Anaklet II. noch am selben Tag, als Vertreter der römischen Adelspartei der Pierleoni, von der Mehrzahl der übrigen Wähler. Die Hauptentscheidung war nun wirklich in die Hand des rechtmäßigen deutschen Königs, des berufenen Anwalts der Kirche gelegt. Die bedeutendsten Kirchenfürsten Deutschlands, Konrad von Salzburg und Norbert von Magdeburg, entschieden sich nach eingeholten Berichten gegen Anaklet als Simonisten, Kirchenplünderer und ‚Judenstämmling', als das Haupt einer ‚Häresie jüdischer Bosheit', obwohl dieser durch seinen Anhang Rom beherrschte. Den Ausschlag gab die Stellung Frankreichs und Clunys, nachdem sich auch der hl. Bernhard für Innozenz entschieden hatte. So fiel ihm nun auch das deutsche Reich bei. Er begann seine Regierung mit Verschärfung der Reformvorschriften über Cölibat, Freiheit der Kirchengüter, Gottesfrieden, denen er noch das Verbot des Studiums des weltlichen Rechts und der Medizin für die Mönche und Regularchorherren und die Verurteilung der Turniere hinzufügte.

Auf einem glänzenden Hoftage zu Lüttich 1131 kam Innozenz II. mit Lothar II. zusammen. Viele Fürsten auch aus Bayern waren zugegen, vielleicht auch Leopold. Der Kaiser wollte die Hilfsbedürftigkeit des Papstes benützen, um von ihm das alte Recht der Investitur zurückzubegehren; er ließ sich aber durch dessen Festigkeit und die des hl. Bernhard davon abbringen; ja, er konnte nicht einmal die Bestätigung der im Wormser Konkordat gewährten Rechte erlangen, gewiß durch den Einfluß des deutschen Klerus.

Die Hauptaufgabe Lothars war nun, den Papst in Rom festzusetzen. Aber nur klein war die Macht, mit der er im Jahre 1132 über die Alpen zog. Ihm folgten außer den Sachsen nur die Böhmen, 300 Ritter unter Jaromir, einem Neffen Herzog Sobieslaws, im ganzen 1500 Ritter. Eine späte und unzuverlässige Quelle gibt an, daß Leopold den Zug mitmachte; wir müssen aber daran zweifeln. Es könnte sich höchstens um einige österreichische Ritter handeln. Denn erstens finden wir den Markgrafen gerade während dieser Zeit mit einer Fülle von Rechtsgeschäften behaftet, wobei auch seine Gemahlin Agnes, seine Söhne Adalbert, Heinrich und Liupold, seine Tochter Bertha, die Bischöfe von Passau, Salzburg und Gurk und die mächtigsten Landesherren

St. Leopold.
Brunnenstatue am Graben zu Wien.

mitbeteiligt sind.[17]) Ferner waren aber auch gerade damals die östlichen Marken durch politische Verwicklungen ganz in Anspruch genommen.

Die ungarische Krone kam nämlich nach dem Tode Königs Stephan II. 1131 an dessen Vetter Bela, den Sohn des Almus. Aber ein Sohn König Kolomans, Boris mit Namen, machte ihm den Thron streitig. Dieser wurde als Sohn einer russischen Fürstin von den Russen, als Gemahl einer polnischen Herzogstochter auch von den Polen unterstützt. Bela aber war sowohl mit Österreich wie mit Böhmen verbunden, indem eine seiner Töchter mit Adalbert, dem ältesten Sohne Leopolds, eine andere mit Herzog Sobieslaw vermählt war. Es entstanden Grenzkriege zwischen all diesen Beteiligten, bis im Jahre 1133 am 22. Juli die vereinigten Österreicher und Böhmen unter Adalberts Führung die Polen an der Waag endgiltig schlugen. Als dann später Bela neue Einfälle fürchtete, schickte er zu Beginn des Jahres 1134 auch an Kaiser Lothar mit der Bitte um Unterstützung, und dieser gewährte sie, da der Böhmenherzog Sobieslaw, sein getreuester Freund, dafür eintrat.

Außerdem war aber Leopold um diese Zeit, noch im Jahre 1132 selber in die bayrischen Händel verwickelt, die wegen der Besetzung des bischöflichen Stuhles in Regensburg ausbrachen. Sein Neffe, Graf Heinrich von Wolfratshausen, Diakon in Bamberg, wurde nämlich ohne Wissen Herzog Heinrichs von Bayern auf Veranlassung des Burggrafen Friedrich von Bogen zum Bischof von Regensburg gewählt und noch vor der königlichen Investitur durch den Erzbischof von Salzburg geweiht. Dies wollte der Herzog nicht ertragen und rückte vor die Burg Wolfratshausen. Leopold wandte sich seinem Neffen zu und zwar nicht nur in der Gesinnung, sondern mit der Tat, unterstützt von vielen bayrischen Herren. Auch sein Sohn Luitpold führte an der Seite des Vaters einen Teil der Truppen.[18]) Schon stand man sich am Isarufer zum Entscheidungskampf gegenüber, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach vermittelte und den Bischof bewog, durch Güterabtretung den Herzog zu besänftigen. Das geschah im Sommer 1133, bald nach Ostern. Strenger verfuhr der Herzog gegen andere Vasallen. Leopold scheint ohne Schaden aus diesem Streithandel hervorgegangen zu sein.

Eben zu dieser Zeit konnte Lothar mit seiner Gemahlin und dem Papst Innozenz in Rom einziehen und sich im Lateran krönen lassen (4. Juni 1133), während freilich der Vatikan und St. Peter im Besitz Anaklets blieb. Dort in Rom soll Lothar noch einmal die Rückgabe des Investiturrechts verlangt haben, aber er erhielt infolge der festen Haltung des hl. Norbert nur die Bestätigung der Wormser Konkordatspunkte. Es zeigte sich also, daß weder die Vertreter der vollen Freiheit der Kirche, noch die der kaiserlichen Machtfülle ganz befriedigt werden konnten. Und noch in einem andern Fall wurde dort ein Kompromiß geschlossen. Der Kaiser anerkannte die Schenkung der mathildinischen Güter an die römische Kirche, nahm sie aber vom Papste auf Lebenszeit zu Lehen. Dadurch wurde über einen Besitz entschieden, der sonst an die Erben der Salier gefallen wäre, nämlich an Agnes und ihre Kinder. Auf der Rückfahrt nahm denn auch Lothar die mathildischen Güter in Besitz; am 8. September 1133 war er wieder in Würzburg, wo er zu Mariä-Geburt einen glänzenden Hoftag als gekrönter Kaiser hielt. Hier mag sich auch Leopold eingefunden haben; wenigstens wurde

seinem Neffen und Schützling Heinrich von Diessen-Wolfratshausen die Investitur des Regensburger Bistums erteilt trotz der Unregelmäßigkeiten bei der Weihe. Offenbar überwog die Rücksicht auf Leopold.

20. Die monastische Strömung 1133—1135.

Indessen wurde der fromme Markgraf besonders durch die immer mehr hervortretende monastische Richtung seines gelehrten Sohnes Otto bewogen, in



St. Leopold
aus dem Werk „Die Heiligen der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft des Kaisers Maximilian", gezeichnet von Leonhard Beck (Jahrb. der Kunsthist. Samml. des österr. Kaiserhauses Bd. IV).

seinen Landen wichtige Veränderungen vorzunehmen. Otto war, wie es scheint, während all dieser Zeit größtenteils außer Landes und zwar in Frankreich, in Paris, am Mittelpunkt der Studien und der kirchlichen Reformbewegungen. Er hatte um sich einen Kreis gleichstrebender Jünglinge, fünfzehn an der Zahl, wahrscheinlich auch aus Österreich oder den angrenzenden Ländern. Der Kloster-

neuburger Chronist berichtet ausführlicher nach der Aussage von Augenzeugen, daß Otto auf seiner Rückkehr von den hohen Schulen nach der Heimat mit diesen fünfzehn Genossen im Kloster Morimund einkehrte, nur um zu übernachten, sich aber mit allen entschied, dort als Mönch einzutreten. Es scheint, daß dieser Entschluß plötzlich wie eine Erleuchtung über sie kam, wenn sie auch gewiß durch alles darauf vorbereitet waren. Gerade die gelehrte Laufbahn führte damals unbedingt ins Kloster.

Morimund war eines der vier ältesten Töchterklöster von Cisteaux, 1115 von Stephan Harding, dem zweiten Nachfolger des hl. Robert, gegründet. Die größte Strenge herrschte unter diesen Cisterziensern, sie wirkte aber nur auf die üblen Elemente abstoßend. Sie hat dagegen gerade den hl. Bernhard 1112 bewogen, den weißen Habit anzulegen, und sein aszetischer Geist beherrschte auch diese Stätten des Gebetes und der Abtötung. In ihnen schien der apostolische Geist wieder inmitten einer wirren und verweltlichten Zeit erstanden zu sein, zu einer Zeit, da man selbst in Cluny schon eine Decadenz, eine Verweltlichung zu spüren glaubte. Die strenge Regel des hl. Benedikt wurde noch durch die ‚Carta charitatis', durch die Regeln über die Einförmigkeit in Sitten und Gesang und durch andere, auf strenge Einheit und Zucht gerichtete Vorschriften ergänzt. Die Brüder verzichteten auf Unterkleider, aßen Fleisch nur in schwerer Krankheit, Fische, Eier, Milch und Käse nur ausnahmsweise als Almosen, schliefen auf Stroh, ohne Habit und Kapuze abzulegen, verharrten von Mitternacht bis zum Morgen im Chorgesang, verbrachten den Tag in Arbeit, Lesung und Gebet, in strengem Stillschweigen mit Ausnahme einer Stunde, welche geistlichen Konferenzen gewidmet war. Mildtätigkeit und Gastfreundschaft ist ihnen Pflicht. Ihre Klöster vermehrten sich bald auf mehrere hundert und standen in engster Verbindung unter strengster gegenseitiger Aufsicht. Die Unsitte, Kinder zu Äbten zu machen, war verpönt. Wurde ein Mitglied mit Zustimmung der Äbte Bischof, so mußte auch ein solcher die Regel beobachten und den Habit tragen, das weiße Kleid mit schwarzem Gürtel und schwarzem, ursprünglich braunem Skapulier und Kapuze. Außerhalb des Klosters gingen sie grau, daher die ‚grauen Mönche' genannt. Seit Stephan Harding war ihnen auch die Seelsorge ans Herz gelegt und besonders die Verehrung der allerseligsten Jungfrau, sodann die Jugenderziehung. Auf allen Klöstern waren höhere, auf allen Meiereien niedere Schulen eingerichtet. Zu Bibliotheken hatte schon der hl. Bernhard den Anstoß gegeben, und das Abschreiben der Bücher war hier ein Hauptgeschäft, mit der Pflege der Tonkunst und der Architektur, in der sie eine strengere aszetischere Richtung innehielten. Gerade in Österreich (Heiligenkreuz, Zwettl, Lilienfeld, Hohenfurt, Osseg, werden sie darin ihre Größe zeigen. Aber sie waren auch Pioniere der Bodenkultur und der Industrie. Die Kultivierung und Germanisierung des Ostens von Deutschland ist hauptsächlich ihr Werk.

Diesem Orden also wandte sich Otto von Babenberg mit Begeisterung zu. Er und seine Genossen nahmen von da den Ausgang zu einer glänzenden Tätigkeit. Alle sollen, wie ein Zeitgenosse erzählt, später hohe kirchliche Würden erlangt haben. So wurde einer von ihnen, Friedrich, Abt von Baumgartenberg und dann Bischof in Ungarn. Otto teilte seinen Entschluß dem Vater mit, wohl mit der Erklärung, daß er damit die Würde eines Propstes von Klosterneuburg,

die er von den Knabenjahren an bekleidet hatte, aufgebe. Es ist kaum ein Zweifel, daß dieser Schritt dem Vater allzu extrem scheinen mußte und ihn gewiß in große Verlegenheiten brachte. Er hielt den Fall mit Recht für so wichtig, daß er zu seiner Lösung eine geistliche Synode berief, an der vor allem Erzbischof Chunrad von Salzburg, Bischof Reginmar oder Reymar von Passau und Romanus, Bischof von Gurk, teilnahmen. Hier wurde wohl der Hauptgrund verhandelt, wegen dessen Otto die Leitung des Neuburger Stiftes nicht weiter behalten wollte, die Nachlässigkeit und Schlaffheit der damaligen Säkularkanoniker an der Stiftskirche, deren prächtiger Neubau bald vollendet sein sollte. Gewiß hatte Otto verlangt, daß man an ihre Stelle Cisterzienser aus Morimund einführe. Gewiß hatte er auf die Notwendigkeit neuer Klostergründungen hingewiesen. Inwieweit man nun auf seine Vorschläge einging und nicht einging, ist sehr bezeichnend und läßt vermuten, daß man mit seinen Wünschen andere vereinigen wollte. Gewiß wurde schon damals nicht nur die Reformation von Klosterneuburg, sondern auch die Neugründung zweier anderer bedeutender Klöster, Mariazell und Heiligenkreuz, besprochen und beschlossen, abgesehen von weiteren Plänen, die auszuführen Leopolds Lebenszeit nicht mehr hinreichte.

Aber es ist merkwürdig, daß man gerade für Klosterneuburg, die Propstei Ottos, keine Cisterzienser, sondern nach Entlassung und anständiger Versorgung der bisherigen weltgeistlichen Kanoniker regulierte Chorherren bestimmte, dieweil sie ‚des seligen Augustinus königlichen Weg und die beste Form des Lebens innehielten'. Diese Probe hatten die regulierten Chorherren schon in St. Pölten und St. Georgen, dem späteren Herzogenburg, bestanden. Der Markgraf übergab ihnen 1133 die Stätte ‚mit gewaltiger Hand zu immerwährendem Besitz und gab ihnen auf den Rat der genannten ehrwürdigen Männer (nämlich der drei Bischöfe) als Propst den Hartmann aus Chiemsee, einen Mann von heiligstem Leben, beliebt bei Gott und den Menschen'. Dieser Hartmann war zuerst regulierter Chorherr in St. Nikolaus bei Passau und wurde dann, als Erzbischof Konrad 1121 auch seinen Kanonikern die Regel vorschrieb, diesen zum Dekan berufen; 1131 kam er als Abt nach Chiemsee. Hartmann schrieb die ‚Constitution' des reformierten Stiftes Neuburg und übergab sie den Chorherren zur Darnachachtung. Aber, so fügt der Chronist hinzu, leider wurde der Mann uns, wohl zur Strafe unserer Sünden, nach einigen Jahren entzogen und zum Bischof von Brixen erhoben. Das geschah 1142. Er starb 1165. Die weitschweifige Biographie, die wir über ihn besitzen, erwähnt noch, daß Leopold ihm außer dem Stift mehrere Kirchen zur Seelsorge angeboten habe mit reichlicher Ausstattung; aber der Mann Gottes als Liebhaber freiwilliger Armut weigerte sich, indem er sagte, das sei für ihn und die Klosterzucht allzu gefährlich. Der Markgraf überredete ihn endlich doch, wenigstens die Seelsorge für die Stadtkirche zu übernehmen, da es sonst zu Unzukömmlichkeiten führen möchte, wenn die Seelsorge an derselben Pfarre einem anderen Pfarrer (Plebanus) übertragen werden müsse. Man kann sich darnach denken, wie strenge die von Hartmann eingeführte Zucht war. Alles war gemeinsam. Nur schwer, nur in Fällen der Notwendigkeit wurde der Ausgang gestattet. Nur in seltenen und notwendigen Fällen war der Umgang mit dem Frauenkloster erlaubt. Gebet, Lesung, Stillschweigen, Pflege des strengen Chorgesanges ohne übertriebene Jubilationen war den Chorherren auf-

gegeben. Der Geist der Prophetie zeigte sich in Hartmann, als er einst einige Regularen rasch aus einem Hause hervorrief, das gleich darauf einstürzte. Schiffer, die einst beim Anlegen ans Donauufer in Lebensgefahr gerieten, errettete sein Ausruf: ‚Schütze euch Gott und die selige Jungfrau Maria!‘ So erzählt der Biograph, und er klagt, daß mit ihm auch die Religion aus dem Kloster gewichen zu sein schien, daß ein Rückgang nach seiner Fortberufung zu merken war. Aus andern urkundlichen Quellen wissen wir, daß Hartmann auch als Verwalter des Kirchenguts keine Einbuße duldete und, wenn alle anderen Rechtsmittel mangelten, das Gottesgericht mit glühendem Eisen zur Anwendung brachte.

Mehr Rücksicht auf Ottos Wünsche wurde bei der Stiftung eines neuen Klosters genommen: Heiligenkreuz. Es datiert seine Gründung vom 11. September 1133. Für diese im Wiener Walde gelegene Stätte hielt man offenbar die strengen Cisterzienser von Morimund für passender als für das Hofstift an der Residenz des Markgrafen. Hier mochten sie ihre Aszese, hier ihre Kulturarbeit betätigen. Aber auch hieher wurde nicht Otto versetzt. Er blieb vorläufig in Morimund, größerer Zukunft entgegensehend. Ja, offenbar auf sein Andringen hat sich Leopold damals entschlossen, auch seinen anderen, dem gelehrten geistlichen Stand gewidmeten Sohn Konrad aus dem Lande zu geben, ihn den gleichen Bildungsgang wie seinen Bruder Otto machen zu lassen und ihn auf die hohen Schulen nach Paris zu schicken. Auch er wurde Mönch und erlangte als strengkirchlicher Mann und Vorkämpfer die höchsten kirchlichen Würden. Davon noch später.

Nun also wurde, noch im Jahre 1134, auf Betreiben Ottos von

Der hl. Leopold. Entwurf zum gegenüberstehenden Standbild, gezeichnet von Gilg Sesselschreiber vor 1513.

Morimund aus die gewöhnliche Kolonie von dreizehn Mönchen, den Abt Gottschalk mitgerechnet, in jenes Wienerwaldtal abgeschickt, gesondert von Menschen, wie es der Cisterzienserorden meist zu haben pflegt. In Österreich angekommen wurden sie zuerst in Sattelbach versorgt, bis 1135 der Klosterbau vollendet war. 1136 ward der Stiftsbrief ausgestellt. Er beginnt: ‚Allen Christen, gegenwärtigen und zukünftigen, Friede und Freude in endlosem Zuwachs ... Ich, Liupold, durch Gottes Gnade Markgraf von Austria, gebe in gegenwärtigem Briefe kund, daß wir auf Eingebung dessen, von dem alles Gute kommt, dann auf Anhalten meines geliebten Sohnes Otto, welcher zu Morimund den Cisterzienserorden angenommen hat, einige Brüder von gedachtem Kloster hieher berufen und selben den Platz angewiesen haben, der bisher Sattelbach hieß, jetzt aber wegen des siegreichen Zeichens unseres Heiles zum heiligen Kreuz genannt wird. Um nun über deren Gottseligkeit unsere Freude zu bezeugen, ingleichen ihren Bedürfnissen abzuhelfen, haben wir mit Genehmigung und auf Begehren unserer Gemahlin Agnes und unserer Söhne Albert, Heinrich, Liupold und Ernest, Gott, der seligsten Jungfrau und jenen Brüdern für alle Zukunft das Land um jenen Ort herum mit allem, was es an Nutzung enthalten kann, übergeben ... Wir wünschen, daß diese Stiftung unserer Schwachheit bei der göttlichen Barmherzigkeit in etwas zustatten komme, wenn wir, da von uns selber keine Frucht eines guten Werkes gebracht wird, wenigstens jene, die in Wahrheit dem Herrn Früchte bringen, wie ein Ulmbaum die Weinrebe, durch unsere Mittel stützen.‘ Als Zeugen sind die Edlen, die in der Nähe ihre Sitze hatten, aufgeführt: Graf Konrad von Peilstein, Graf Otto von Lengenbach, Rapoto von Netzta, Sterfried von Bezelinesdorf, Otto von Leusdorf (Leesdorf), Ulrich von Gadmen (Gaaden), Ulrich von Sigenfeld, sein Bruder Rudger von Sigehendorf, Anshelm von Sparwarsbach (Sparbach), Ebeger von Adelathe (Alland), Hartung von Ruhenegke (Rauheneck), Lubort von Tribanswinchele, Ozo und Otfrid von Murlingen (Meierling).



Der hl. Leopold. Standbild aus Erz vom großen Grabmal des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck.

Hier sei auch gleich die andere Klostergründung erwähnt, die Leopold allerdings erst 1136 beurkundet hat; ihre Anregung geht aber gewiß auf die Synode von 1133 zurück. Es ist Klein-Mariazell im Wienerwald zwischen Alland und Kaumberg, an der kleinen oder trockenen Triesting. Die Stiftungsurkunde ist am 2. Februar ausgestellt zur Neuen Stadt (nova civitas), sonst auch Neapolis auf griechich genannt. Es ist Klosterneuburg gemeint. Der Markgraf erzählt, daß die Brüder Heinrich und Rapoto (seine Vettern? siehe Seite 50), die Söhne des edlen Haderich, ihre eigene von den Eltern überkommene Burg Swarzenburg, die von Alters her Netzta (Nestach) genannt wurde, mit allen Einkünften und Inhalt auf immer aus freier Macht dem Kloster übergeben haben, das Mariä Zelle genannt wird, und zwar auf den Todesfall, oder wenn sie selbst in den Orden treten würden. „. . . Da aber dieselben Brüder den Bau des lange geplanten Bethauses verzögert haben, so habe ich, Leupoldus, Markgraf, mit Hinsicht auf die göttliche Belohnung, nachdem ich Rat mit den Meinigen gepflogen, den Unschlüssigen zuvorkommend, jenes Bethaus auf meinem Grunde gestiftet auf solche Weise, daß ich Zeit meines Lebens, oder wenn nach mir einer von meinen Söhnen oder Enkeln künftig zur Regierung gelangen möchte, Schirmherr des Orts und aller seiner Besitzungen verbleiben soll, ohne jedoch dafür etwas zu fordern oder eine Person zu belästigen.' Die Besetzung des Klosters geschah mit sechs Mönchen und dem Abt Azelin aus dem uralten Benediktinerstift Niederaltaich, einem alten Schutzkloster der Babenbergischen Familie. Seltsam war das bei dieser Stiftung eingeführte Recht der markgräflichen, später herzoglichen Hofämter, der Schenken, Truchsesse, Kämmerer und Marschälle, von dem Kloster jährlich für jede Person einen neuen Pelz zu fordern, vielleicht zur Vergütung ehemaliger Jagdlust in jenen dichten Wäldern, die nun durch den Fleiß der Mönche urbar gemacht werden sollten. Dies lästige Recht ward erst von Friedrich dem Streitbaren 1243 aufgehoben. Den Namen Klein-Mariazell (Cellae S. Mariae) erhielt das Kloster zum Unterschiede des großen Stiftes in der Residenz Neuburg. Die Stiftsherrschaft umfaßte vor der Aufhebung unter Kaiser Joseph II. 289 untertänige Häuser. Ein Freihof der Prälatur, der Mariazellerhof, war zu Wien in der Annagasse.

Leopold hielt alle diese Veränderungen für so wichtig, daß er einen eigenen Gesandten, Wolfram von Bubenkirchen, an den Papst schickte und ihn um die Bestätigung seiner Verfügungen, wie um die Übernahme des Klosterneuburger Stiftes in seinen Schutz bat. Der Papst war damals in Pisa auf einer großen Synode, umgeben von 56 Bischöfen des ganzen Abendlandes, unterstützt vom hl. Bernhard gegen den Gegenpapst und dessen Helfer Roger von Sizilien. Damals ließ auch der Papst erklären, daß Apellationen an ihn nicht verhindert werden sollten; diese Maßregel bedauerte allerdings der hl. Bernhard deshalb, weil dadurch das Ansehen des Episkopats untergraben würde.

Die Antwort des Papstes an den Markgrafen vom 30. März 1134 lautet also: Innocentius, Bischof, Diener der Diener Gottes, schickt seinem geliebten Sohn in Christo, dem durchlauchtigen Manne Leopoldus dem Markgrafen Gruß und apostolischen Segen. Wir haben deine Ergebenheit durch unsern ehrwürdigen Bruder Konrad, den Salzburger Erzbischof, und den Überbringer des Gegenwärtigen, Wolframus, deinen Getreuen, völlig erfahren und erfüllen deine Wünsche

mit väterlichem Wohlwollen, indem wir die Kirche des seligen Augustinus, die dein Edelmut dem seligen Petrus geweiht hat, unter unsern Schutz aufnehmen und sie mit der Kraft des apostolischen Privilegs bestärken. Aber auch in andern Dingen, darin wir mit Gott es vermögen, wollen wir dich wie einen Sohn des seligen Petrus ehren. Wohlan denn, geliebter Sohn im Herrn, suche so gute Anfänge durch noch besseren Ausgang zu vollenden; denn dadurch wirst du Ruhm bei den Menschen und würdigen Lohn beim allmächtigen Herrn empfangen. Wir grüßen auch unsere geliebte Tochter Agnes, deine Gemahlin, Adalbert, den Markgrafen, mit deinen andern Kindern im Herrn und segnen sie.

Aus diesem Brief erhellt, daß Adalbert, Leopolds ältester Sohn, der ‚advocatus ecclesiae dei genitricis Mariae', damals noch unzweifelhaft als Nachfolger angesehen wurde. Adalberts erste Gemahlin, die Ungarin Hedwig oder Adelheid war damals gestorben; für ihr Seelenheil begabte der junge Witwer den Altar der hl. Maria von Neuenburg. Bald darauf vermählte er sich mit der edlen Matrone Sophia, vielleicht der Witwe Leopolds von Steier, der Tochter Heinrichs des Schwarzen von Bayern, und er vermehrte noch die Schenkung. Ebenso zeigte sein Vater Leopold fortdauernde Freigebigkeit. Freilich entstanden aus solchen Vergabungen auch manchmal Streitigkeiten, die, wie schon erwähnt, einmal gar durch das Gottesgericht des heißen Eisens ausgetragen werden.

Wie wenig eigensinnig der fromme Markgraf auf seinem Rechte bestand, ergibt sich aus einer Unterhandlung mit dem Bischof von Passau, die 1135 auf dem damals passauischen Schloß Greifenstein a. d. Donau stattfand. Auf wiederholte Ermahnung und auf eingehende Instruktion durch Reginmar von Passau verzichtet Leopold auf Zehnten, die er und seine Vorgänger nach weltlicher Gewohnheit, nicht nach kanonischem Recht innehatten. Er tut es, um alles Unrecht von seinen Grenzen zu verbannen, um alle Händelsucht zu unterdrücken; er tut es ferner zum Heil und zur Ruhe seines Lebens und des Lebens der Genossin seines edlen Ehebetts, sowie seiner Söhne und all seiner Verwandtschaft, sowohl der verstorbenen wie der lebenden und auch der zukünftigen; denn er will nicht zu fremden Sünden einstimmen, sie verteidigen und festhalten, um so nicht nach dem Wort des Apostels sich der Verdammnis schuldig zu machen. Aus Dankbarkeit für diese gute, demütige Gesinnung des Markgrafen, in Erwägung der Devotion, die dieser für den hl. Stephan, den Schutzheiligen der Passauer Diözese hat, in Ansehung seines wohltätigen Klerus, seiner freigebigen Landesfürsten, seines frommen Volkes und auf Bitten des Propstes Hartmann, der auch einen so guten Einfluß auf die Entschließung des Markgrafen hatte, überließ seinerseits der Bischof den Zehnten der Pfarre von Neunburg dem Kloster der hl. Maria, der Gründung des Markgrafen, ihm, seiner Gemahlin und seinen Söhnen zuliebe. Dafür mußte aber wieder der Propst noch etwas als Entschädigung leisten. Als Zeugen sind Adelbertus und Liupaldus, die Söhne des Markgrafen, ferner die Herren von Pergen, von Machland, von Hausruck, von Pusinberg, Chezelinisdorf, Chirichberch, Aspach, Sconenpuohele u. s. w. beigeschrieben.

Derselbe Bischof Reginmar, als weltlich und habsüchtig geschildert, hat fast zu gleicher Zeit einen vergeblichen Versuch gemacht, dem Kloster Melk einige Zehnten und Villen zu entziehen; aber Abt Erchenfrid appellierte mit Erfolg an den Papst. Man darf also hier eine große Nachgiebigkeit Leopolds voraussetzen.

21. Leopolds letzte Taten 1135—1136.

Aber gleichzeitig mit diesen Klostergeschichten laufen weltgeschichtliche Entscheidungen. Es gelingt die lange für unmöglich gehaltene Versöhnung der Staufer mit dem Kaiser. Auch dabei ist wahrscheinlich der Einfluß Leopolds und seines Sohnes Otto wichtig gewesen. Die Babenberger waren ja einerseits mit den Staufern aufs engste verwandt, und anderseits war nun Otto ganz entschieden im Lager der strengsten kirchlichen Partei, aus der das jetzige Kaisertum seine Stärke zog. Aus einem Schreiben des Erzbischofs Adalbert von Mainz an Otto von Bamberg geht hervor, daß jene kirchlichen Kreise nunmehr einen starken Druck auf den Kaiser ausübten, um ihn zu einem ehrenvollen Ausgleich zu veranlassen, und sie waren sehr verstimmt, als der Kaiser nicht sogleich darauf einging. Sie sahen darin eine sträfliche Überhebung, die nicht ungerochen bleiben könne. Sie fürchteten davon Schaden für das Vaterland und die Ehre des Reiches und drohten, sich ganz zurückzuziehen. Erst nach trauriger Verwüstung Schwabens, nach dem Abfall der meisten Anhänger unterwarf sich Friedrich bedingungslos auf dem großen Reichstag zu Bamberg im März 1135, wo fast alle Fürsten des Reichs, Herzoge, Grafen und Herren versammelt waren. Lothar verzieh nach dem Rate der Fürsten unter der Bedingung, daß Friedrich vom Papste selbst die Lösung vom Banne gewinne und ihm im nächsten Jahre zum Römerzug folge. Gewiß gab auch hier Lothar einem Druck von seite der Kirche nach. Sie drang auf die endliche Befestigung des Reichsfriedens, damit der Kaiser freie Hand bekomme, dem Papste zu helfen. Dazu war ja auch der hl. Bernhard, Ottos Ordensgenosse, nach Bamberg gekommen. Ein Landfriede auf zehn Jahre wurde verkündigt, beschworen und auch gehalten.

Der ‚Pfaffenkaiser‘ hatte in der Tat das erreicht, was seine Vorgänger und Nachfolger nicht vermochten. Aber auch nach außen hatte seine Politik dem Reich die größten Erfolge gebracht und die Autorität des deutschen Namens den Dänen und Wenden, wie den Böhmen, Polen und Ungarn gegenüber in einem fast unerhörten Maße befestigt. Vor allem aber hat die ungestörte Christianisierung der Slawen eine Germanisation eingeleitet, die auch auf Deutschland zurückwirkte. Man bedenke, daß damals die Grenze der Deutschen gegen die Slawen unvergleichlich weiter zurücklag als jetzt, abgesehen von den zahlreichen slawischen Völkerteilen mitten in Deutschland, auch in Ober- und Niederösterreich. Man kann sagen, daß ohne das Walten des deutschen Klerus in eben jener Zeit fast die Hälfte des heutigen Deutschland slawisch wäre, ja, daß ohne das Christentum wahrscheinlich der ganze germanische Stamm von den christlichen Romanen wie von den heidnischen Slawen wäre aufgesogen worden. Noch mehr würde hier erreicht worden sein ohne die verderbliche Politik der letzten Salier und der Hohenstaufen.

Aber nicht nur Dänen, Wenden, Böhmen, Polen, Ungarn umwarben den Kaiser auf dem neuen Reichstag zu Merseburg im August 1135, auch Venedig und Konstantinopel kamen mit den kostbarsten Geschenken und der Bitte um Hilfe gegen König Roger von Sizilien. Und um den Triumph voll zu machen, unterwarf sich endlich auch im Herbst desselben Jahres 1135 der Gegenkönig Konrad. Auch ihm verzieh der Kaiser und machte ihn zu seinem Bannerträger. Damit war das Ziel der kirchlichen Partei vollständig erreicht.

So konnte denn im Jahre 1136 die neue Fahrt über die Alpen zum Schutze der römischen Kirche unternommen werden. Zu Pfingsten am 10. Mai war eine Fürstenversammlung in Merseburg, im August brach man von Würzburg aus auf, war im September am Gardasee; vom Oktober bis November hielt Lothar das Kaisergericht im Lager auf der roncalischen Ebene als Gesetzgeber und Richter Italiens. Ihm voraus hatte der hl. Bernhard die Wege geebnet, die Feinde versöhnt, überall vermittelt, durch Aszese, durch Wunderheilungen mehr wirkend als Diplomaten und Krieger. Von den Männern unseres Kreises waren beim Kaiser der Staufer Konrad, der Stiefsohn Leopolds, der einstige Gegenkönig, nun sein erster Vasall, der Bischof von Regensburg, Heinrich von Wolfratshausen und sein Neffe Otto, die Verwandten der Babenberger. Dagegen waren die Bischöfe von Salzburg, Passau und Gurk einer Einladung Leopolds nach Österreich gefolgt.



St. Leopold und Agnes
nach einer Incunabel der Wiener Universitätsbibliothek
‚Translatio Sancti Leopoldi'.

Der Markgraf, der wohl schon sein Ende herannahen fühlte, beeilte sich, seine großen Gründungen zu befestigen. Es ist bereits gesagt worden, daß die Stiftungsurkunde von Klein-Mariazell am 2. Februar 1136 zu Klosterneuburg ausgestellt wurde in Gegenwart des Erzbischofs Konrad von Salzburg, des Passauer Bischofs Reginmar, dann der Markgräfin und ihrer drei Söhne: Leupold, Adalbert und Ernst, in feierlicher Versammlung einer großen Menge der Vornehmsten des Landes. Aus den unzähligen Zeugen wurden, wie die Urkunde sagt, nur einige wenige zur Unterschrift auserlesen, nämlich Graf Konrad von Peilstein, Graf Leutbold von Playe, Adalram und sein Bruder Adalbert von Perg, Otto und Walchoun von Machland, Otto und Hartwic von Leginbach, Wernhard von Ivelbach (Julbach), Dietmar von Engelschalksfeld, Kunrad von Sunalburg, Hadmar von Kuefarn (Gainfarn), Walther nnd Hartwic von Traisma, Dietrich von Algerisbach (Ollersbach), Starchfrid von Pezilinesdorf, Udalrich von Valchensteine, Reginger von Tekkenbach, Diebrant von Chustelwanch. Trotz dieser großen Publizität wurde dieser Akt, wie noch ein Zusatz bemerkt, außerdem zum zweiten und zum dritten Male in der Stadt Tuln, desgleichen zu St. Pölten bekannt gemacht und mit der Beistimmung des ganzen Landes bekräftigt.

Auch der Stiftsbrief von Heiligenkreuz datiert erst aus diesem Jahr und zwar noch vor dem Juni.[19])

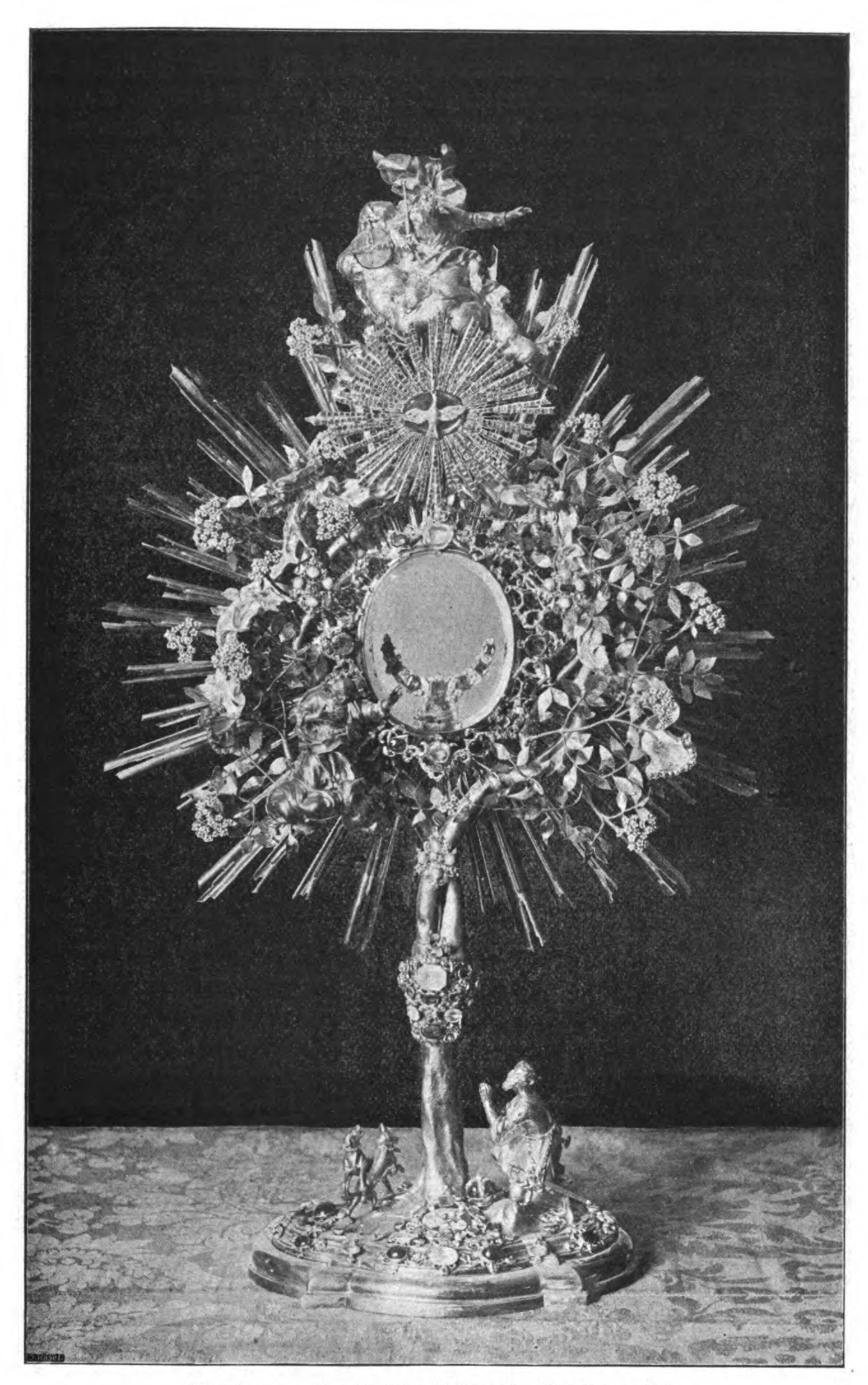
Zum dritten feierlichsten Akt, der Einweihung der endlich vollendeten großen Stiftskirche von Klosterneuburg war der 29. September 1136, das

Kirchenfest des Erzengels Michael, ausersehen. Die Einweihung nahm mit den Bischöfen von Passau und Gurk der Erzbischof von Salzburg vor, der in der Zwischenzeit auf dem Pfingsttag zu Merseburg war. Außerdem erschienen dabei: Ottokar, der Markgraf von Steier, verschwägert mit Leopold, die Grafen Dietrich von Kreizenstein, der von Formbach, Konrad von Peilstein, Gebhart von Piugen, Liutold von Pleyen, Ekbert von Pütten, Sighart und Gebhart von Burghausen, Adelram und Adalbert von Pergen, Otto, Hartwig und Heidenreich von Lengenbach, Walther von St. Andrä, Adalram von Eppinberge, Hartwig von Ruodniche, Ernest von Traisma, Otto und Waltchuon von Machland, Heinrich von Simmaringen, Ruodolf von Pekach und eine unzählige Volksmenge. Ich führe all diese Namen nur an; jeder ist ein Träger einer mehr oder minder reichen genealogischen Geschichte. Vor dieser Versammlung bezeugt Leopold also seine letzte öffentliche Handlung, gleichsam das Testament seines Lebens:

‚Im Namen der heiligen und unzerteilten Dreifaltigkeit. Leupaldus, edler Markgraf im Orient, Stifter der Niwenburger Kirche. Weil wir, durch weltliche Geschäfte verhindert, Gott für uns allein nicht zum höchsten gefallen können, so sollen wir doch jene, die ihm wohlgefällig sind und sich allem weltlichen Streben entäußert haben, lieben, versammeln, unterhalten und auf alle Weise in ihrer Ruhe bewahren. Auf diese Weise nur können wir uns den Wohlstand des gegenwärtigen Lebens, die Ruhe der Zeiten, die Fülle des Friedens und alles Heiles gewinnen und werden auch der Segnungen anteilhaft werden, die jenen inskünftig im Himmel zubereitet sind.‘ Nun führt er eine neue Schenkung auf, die mit Zustimmung seiner Gemahlin Agnes und aller seiner Söhne und Töchter, sowie ohne jemandes Widerspruch nach dreimaliger Umfrage geschehen ist; er opfert sie ‚mit davidischer Andacht freudig und in der Einfalt seines Herzens‘ Gott und der Kirche, damit sie den Brüdern, die unter der Regel des heiligen Augustinus Christo dienen, zu ewigen Zeiten verbleibe. Er teilt mit, wie er das Stift durch die Hand des edlen Wolfram von Puobenkirchen dem Papst übergeben habe. Dieser habe die Kirche in seinen Schutz genommen und ein von allen 56 Bischöfen der Pisaner Synode bekräftigtes Privilegium geschickt, das auch vor allem Volk zur Verlesung kam; darnach soll jeder Angreifer und Räuber des Guts mit dem Anathem belegt sein. Leopold fügt noch seinen Fluch hinzu.

Nach dieser gewiß höchst ergreifenden Feierlichkeit finden wir von Leopold keine öffentliche Amtshandlung mehr vor. Er vollendete anderthalb Monate darauf, den 15. November 1136 sein irdisches Leben, nachdem er vierzig Jahre und einen Monat sein Land regiert und wohl über sechzig Jahre gelebt hatte. Die Notiz eines Annalisten, daß er auf der Jagd getötet worden sei, ist wohl ein gänzlich aus der Luft gegriffenes Gerücht.[20])

Das Urteil der Zeitgenossen über ihn war ohne Ausnahme ein auszeichnendes. Er hieß ihnen der Erlauchte, der Fromme, der edle Markgraf, der mildtätige, ganz Gott ergebene. Sein Sohn Otto nennt ihn in seiner Chronik[21]) Leopold, den östlichen Markgrafen, den allerchristlichsten Mann, Vater der Kleriker und der Armen. Die Stiftung der Klöster ist sein populärster Ruhmestitel geblieben; aber ich habe mich bemüht, zu zeigen, wie er seine Vollkommenheit, seine Genialität vor allem in der unfehlbaren Sicherheit seiner Politik bewährt hat. Sie ist nicht romantisch, nicht extrem kirchlich, sie ist ganz praktisch,



Monstranz. Am Fuß der hl. Leopold (Schleierwunder).
(Stift Klosterneuburg.)

nüchtern, bescheiden, zurückhaltend, aber dabei von einem Erfolg, der viel glänzendere Taten anderer weit überstrahlt und überdauert. Es ist bezeichnend, daß weder die Mitwelt noch die unmittelbare Nachwelt sich seiner Heiligkeit versah. Die Pose eines Heiligen anzunehmen, lag ihm ferne; er wollte nichts anderes als die Pflicht des ihm angefallenen Amtes mit der sachgemäßesten Vollkommenheit erfüllen. Gerade diese klassische Vollendung eines Charakters wirkt unscheinbarer auf die Umgebung, aber um so gewaltiger auf die späte Nachwelt. Diese erst erkennt die Größe, die Vorbildlichkeit seines Wirkens in vollem Maße. Sie fühlt erst die Nachwirkungen seiner unbefangen und bescheiden aufgerichteten Taten. Das ist ja das Wesen eines großen Mannes, daß er dauernd auf die spätesten Geschlechter wirkt, daß er nach seinem Tod erst neu zu wachsen scheint. Und das ist das Wesen des Heiligen, daß sein eigentliches Leben erst mit seinem Tode beginnt. Das gilt in vollstem Maße von Leopold. Bevor wir aber dieses Leben nach dem Tode betrachten, müssen wir seine Biographie noch durch ein Bild der Kultur jener Zeit ergänzen. Täten wir das nicht, so geschähe bei der Magerkeit der biographischen Quellen dem Helden großes Unrecht. Das, was unsere dürren Chroniken und Urkunden versäumen, müssen wir nachtragen und die Umrisse seiner Gestalt mit der Welt um ihn her in Verbindung bringen.

22. Die Kultur der Zeit.

Als Beweis und Beispiel, wie Niederösterreich zur Zeit Leopolds mit Orten, Burgen, Kirchen schon förmlich überdeckt war, führt Ambros Heller[22]) aus gleichzeitigen Urkunden eine Fülle von Ortschaften an, die um jene Zeit dicht gedrängt, selbst auf bergiger und wenig fruchtbarer Flur bestanden. Man müßte überhaupt die bedeutenderen Ortschaften fast alle und neben ihnen sogar noch eine Menge jetzt zerstörter, verödeter und verschollener aufzählen, um ein Bild damaliger Blüte zu geben. Von neuen Kolonisationen zeugen Ortsnamen wie Pabenneusiedel, Grammatneusiedel, Markgrafneusiedel. Bayerische und andere Adelige ließen sich im Lande nieder, erhielten hier Besitze und Lehen, wohnten häufig da, besuchten oft den gastfreien Hof des Markgrafen. Sie führten so eine Art Doppelleben. So nennt sich Dietrich von Bichtenberg aus dem Hause Formbach in Österreich von Kreizenstein. Zu diesen Familien gehören die von Burghausen, Schala (de Scala), Schauenburg, Wilhering, Falkenstein, Plaien, Peilstein. Diese Dynasten bildeten mit ihren Rittern, Ministerialen und Untertanen einen der Kreise, aus welchen Leben durch das Land sich verbreitete; dort sollte der Einfluß der Frauen und das Familienleben die Sitten mäßigen und bilden. Den zweiten Ring bildeten die Klöster und Stiftungen; von hier aus sollte die geistige Richtung des Menschen durch Gottesdienst und Schulunterricht gelenkt werden. Das dritte Band aller Stände waren die Gerichts- und andere öffentlichen Versammlungen: kirchliche Feste, Familienfeste und Verträge oder Verabredungen, die jedesmal im Beisein vieler als Zeugen geschlossen wurden.[23])

Im Feudalsystem, in der Lehensverfassung drückte sich alle staatliche und soziale Abhängigkeit aus. Alles wurde verlehnt, nicht nur Grund und Boden, sondern auch Zölle, Land- und Wassermauten, Märkte, Brückenzehente u. s. w., wobei natürlich wie überall der rechtliche Gebrauch in Mißbrauch übergehen



Der hl. Leopold findet den Schleier seiner Gemahlin Agnes (Gründung des Stiftes Klosterneuburg).
Gez. von X. Schwemminger, gest. von Leop. Beyer.

konnte. So konnten die als Schutzherren, ‚Advocati‘, der Klöster und Bistümer Aufgestellten gar leicht zu Erpressern werden, daher wohlgesinnte Stifter sich genötigt sahen, bei der gesetzlich notwendigen Aufstellung weltlicher Schutzherren förmlich urkundlich beizusetzen, sie seien zur Verteidigung, nicht zur Ausplünderung bestellt, wie das in Seitenstettener Urkunden gesagt wird. Andere Klöster kauften sich gern von einem allzu drückenden Schutzrecht los.

Obwohl das Feudalsystem am Boden haftete, war doch das Leben jener Zeit lebhafter und bewegter als selbst das unsere. Zölle, Wegschwierigkeiten, Fehden u. s. w. hinderten nicht, daß man sich fast immer auf der Reise befand. Die Daten der Urkunden zeigen uns Könige, Fürsten, Bischöfe, Äbte, Herren und Ritter an den mannigfachsten, entlegensten Orten, viel weniger an einem oder an wenigen Orten residierend, wie es heute üblich ist. Man scheute nicht einmal winterliche Reisen. Selbst der gemeine Mann kam durch Kolonisationen, durch weite Wallfahrten viel öfter und leichter von seiner Scholle weg, als man im Verhältnis zu unserer freizügigen Zeit es für möglich halten würde.

Trotz der Unsicherheit der Existenz war das ganze Volk viel mehr an den bestehenden Einrichtungen interessiert als heute. Die Lebensfreude, die seelische Behaglichkeit war eine größere. Alles war öffentlich, alles ein Fest, nichts wurde ohne Zeugen, ohne den Beistand und Umstand des Volkes, nichts ohne sinnfälliges, bedeutsames, tiefsinnig symbolisches Schaugepränge veranstaltet, mochte es nun Friede, Vertrag oder Streit und Kampf sein. Man näherte sich der Verwirklichung des ‚ästhetischen Staatsideals‘. Damit hängt die große Freigebigkeit der Zeit zusammen; sie gilt als die höchste Tugend, sie wird am häufigsten, wenn auch nicht immer absichtlos geübt.

So abhängig die Ministerialen, so rechtlos die Hörigen waren, so milderte doch die Sitte all diese Verhältnisse. Bei wichtigeren Schritten, selbst privatrechtlichen Vergabungen wurden die ‚Ministerialen und Getreuen‘ befragt und ihr Einverständnis urkundlich niedergelegt. Knechte verfügten trotz ihrer Rechtlosigkeit über ein beträchtliches Vermögen, wie jener Heinrich, Knecht Manegolds von Arbach, der seinem Herrn dreißig Mark bezahlte, daß er ihn in die Hand des Markgrafen delegiere, um durch diesen wieder an Klosterneuburg gegen den Zins von fünf Denaren übergeben zu werden.

In den edelsten Häusern ging der Becher durch alle Anwesenden bis auf den Niedrigsten herunter, und der Arme, der Bettler waren an der Schwelle desselben Gelasses. Abt Bertold von Garsten besuchte auf ihre Einladung die Gräfin Adelheid von Wiltberg, die Witwe Ernsts von Hohenburg. Sie empfing ihn mit Auszeichnung. Vor ihm, der nur Wasser zu trinken gewohnt war, stand ein Becher des herrlichsten Weines; er kostete und gab ihn zurück. Darauf sagte die Gräfin, mit seiner Vergunst wolle sie aus seinem Becher trinken, und gab ihn hierauf dem nächst vornehmen Gaste, der neben ihr saß. Und als alle andern nach der Reihe getrunken, ward der Becher zuletzt einem Blinden zugereicht, und dieser gab ihn seinem Führer.[24]) Allerdings mag man hier vermuten, daß dieser Blinde vielleicht ein sehr beliebter Sänger und Spielmann war. Aber auch sonst finden wir Bettler buchstäblich unter den Tischen der Könige.

Daß das Leben um Leopold den Frommen herum kein sehr heiliges war, davon erzählt uns die Biographie desselben Bertold ein auffallendes Beispiel.

Auf eben jenem Schloß **Pernegg**, das in der Sagengeschichte von Leopolds Vater eine so bedeutsame Rolle spielt, saß der edle und reiche Ulrich. Wir kennen sein Geschlecht und seine Herkunft nicht. Die Besitzungen seiner adeligen Familie erstreckten sich von der mährischen Grenzfeste Drosendorf bis über die Krems. Ulrich hatte sich dem Kloster Göttweig gegenüber sehr freigebig erwiesen. Als er nun hörte, daß Abt Bertold in Göttweig sei, schickte er ihm eine Einladung, auch sein Schloß eines Besuches zu würdigen. Er lebte aber als Witwer von seiner ersten Frau. Bertold, ob wohl unpäßlich, nahm die Einladung an. Im Schloß Pernegg angekommen, wurden ihm zwölf Damen (dominae) vorgestellt, sorgfältig geputzt und ganz geeignet, der Welt und ihrem Herrn zu gefallen. Der Mann Gottes erkannte sogleich das Verhältnis, in dem sie standen, und scheute sich nicht, dem Ritter, so ruhmvoll und mächtig er war, das zu hören zu geben, was er verdiente; er schalt ihn gewaltig aus über solche Unenthaltsamkeit und schnitt ihm alle Hoffnung des Heiles ab, wenn ihn in solchem Zustand das Urteil des letzten Richters träfe. Den nämlichen Verweis und ein direktes Verbot, sich dem Herrn wieder zu nähern, erhielten die zwölf Frauenzimmer. Als nun Ulrich ungeachtet seiner Versprechungen sich doch für die nächste Nacht eines der Mädchen bestellt hatte und diese auf ihrem Wege vor Bertolds Zimmer vorübergehen mußte, da fühlte sie sich wie durch eine geheime Macht festgehalten und konnte keinen Schritt vorwärts machen. Der Ritter erfuhr des andern Morgens durch ihr Geständnis, daß sie dort auf dem Gange wie angebunden und zurückgehalten worden sei. Da fühlte auch Ulrich eine geheime Kraft seines Gastes. Er war edel genug, ihn darum noch mehr zu ehren, und nahm jetzt erst die Sache ernstlich. Er entließ seine Liebhaberinnen mit Ausnahme einer, die er zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machte. Später, im Jahre 1155, räumte er sein Schloß Pernegg, machte es zu einem Frauenkloster und stiftete in dessen Nähe das Prämonstratenserstift **Geras**, wenn der sehr schwankenden Überlieferung zu trauen ist. Er war auch wohltätig gegen Klosterneuburg.

Die Geschichte klingt fast nicht weniger sagenhaft als jene ältere Sage von Pernegg. Das Schloß war babenbergisch und lag innerhalb der Grenzen der kaiserlichen Schenkungen von 1074 und 1076 an Ernst und Leopold von Österreich, westlich von Walkenstein, das in den Schenkungen ausdrücklich ausgenommen wird. Aber auch der letzte Pernegg wurde ein Gegenstand der Sage. Sie erzählt, daß Ulrich, Graf Eckberts von Perneck Sohn, einen Sohn gewann, der aber ein Tor war. Darum unterwand sich Herzog Leopold des Eigens. Dieses Sohnes hat sich dann auch die böhmische Sage bemächtigt; er habe Gebhard geheißen, sei nach Böhmen geflohen und dort Ahnherr des Hauses Kunstadt geworden, aus dem Georg Podiebrad den böhmischen Thron bestieg.

In den markgräflichen Schlössern waren Kastellane eingesetzt, so in Gars am Kamp Erchenbert mit dessen Gemahlin Freuza, zu anderer Zeit Anshelm de Hezzemanniswisin und dessen Frau Truota (Gertrud). Von letzterem sagt der Biograph des hl. Bertold, er sei so reich an Lastern wie an Schätzen gewesen, und der Markgraf habe sich hinter den hl. Bertold gesteckt, um durch ihn Anshelm zu bewegen, seinen Dienst aufzugeben, aber umsonst. Absetzen wollte er ihn offenbar aus Gutmütigkeit nicht, weil er halbseitig gelähmt und dienstuntauglich war. Als der Unliebsame darauf starb, gab es im Sarge ein Gekrache.

Der Konkubinat war zu jener Zeit häufig genug; nicht nur die morganatische Ehe der Edlen mit Unedlen und Unfreien, mit ‚Kebsen'. Galt doch die Leibeigene ihrem Herrn in allem dienstpflichtig, und dies Recht wurde öfter miß-



St. Leopold.
Stich eines unbekannten Meisters (k. k. Familienfideikommissbibliothek Wien).

braucht. Zur Buße und Sühne übergaben dann solche Herren häufig dergleichen leibeigene Mägde mit fünf bis sechs Kindern, worunter wieder Töchter mit einigen Kindern, an Kirchen zum jährlichen Zins von fünf Denaren als Halbfreie.

Die Klostergründungen waren das beste Mittel zur Verbreitung von Sitte, zur Hebung der Bevölkerung selbst in den ödesten Gegenden. Wo Klöster

gegründet wurden, war die Folge allseitiges Zuströmen von Ansiedlern, Entstehung und Anwachsen von Ortschaften, Kultivierung des Bodens. Sie waren die sinnreichste Art von Monumenten, um durch Jahrhunderte dauernd und lebendig fortzuwirken. Aller gebildetere Ackerbau des Mittelalters ist, wie Roscher bezeugt, von den Klöstern ausgegangen; sie waren Pflanzschulen wirtschaftlicher Kultur. Die Gründung von Klöstern bedeutete aber auch für die Regierung eine vorteilhafte Finanzoperation. Dagegen hat sich der Fiskus nie durch die Säkularisation von Klöstern bereichert; die Güter, die lange zur Hebung des Landes dienten, wurden verschleudert, die Armenlast gesteigert. Ja, wir erleben es gerade in unserer Zeit, daß die einst so mühsam urbar gemachten Klosterländereien von Großkapitalisten, die sie nach ihrer Säkularisation aufkauften, wieder zu Jagdzwecken in den uranfänglichen Waldbestand zurückversetzt werden. Ein Index dafür, daß unsere moderne Kultur droht rückläufig zu werden.

Die Stiftungstage der Klöster waren die Festtage des Landes und vereinigten den Adel mit dem heiteren und gutgesinnten Volk. Für die Geschichte aber sind die Klöster das einzige Licht in jener Zeit. Ohne die durch sie allein erhaltenen Urkunden und Annalen würden wir über die edlen Familien der Zeit, über Regierung, Sitten, Einrichtungen ganz und gar nichts wissen.

Eine ähnliche Stellung wie Leopold der Babenberger nimmt sein Zeitgenosse Bischof Otto von Bamberg ein, ein strenger Reformkleriker, Gregorianer, Verwerfer der Investitur, aber dennoch dem Kaiser bis zum äußersten treu, um ihn eben durch diese Treue zu gewinnen und zu bekehren. Auch er war ein eifriger Stifter von Klöstern und sagte, als man ihm Einwendungen machte, vielleicht mit einer Mischung von Ironie: die letzte Stunde sei nahe, die Welt liege im argen; für alle, die aus ihr flüchten wollten, müßten Asyle beschafft werden; man dürfe nicht durch Begünstigung des ehelichen Lebens die Population noch mehr steigern. Zudem gediehen die Klöster vortrefflich, sie brächten Gewinn und Ehre. Er gab ihnen die Ordnung Clunys, einzelnen auch die der Cisterzienser und Prämonstratenser, da sich diese gerade durch wirtschaftliche Tätigkeit auszeichneten. Dagegen waren die Kaiser Heinrich IV. und V. fast die einzigen Fürsten, von denen man keine Klostergründungen anführen kann.

Leopolds des Frommen Zeit ist die eines glänzenden Aufschwungs der deutschen Poesie, der geistlichen wie der weltlichen. Damals blühte ja nach einer Periode des Stillstands die neue mittelhochdeutsche Dichtung auf und zwar gerade in den südöstlichen Marken. Aus diesen Gegenden stammte schon jener sangliebende Bischof Günther von Bamberg, der 1065 die Wallfahrt nach dem heiligen Lande machte und durch seinen Scholastikus Ezzo in einer ‚Cantilena de miraculis Christi' die Wunder Christi in deutscher Sprache besingen ließ gleichsam als Wallfahrtslied.

Der gute Bischof Guntere von Babenberch,
Der hieß machen ein viel gut Werk:
Er hieß die seinen Pfaffen
Ein gut Lied machen.
Eines Liedes sie begannen,
Weil sie die Bücher kannten.

Ezzo begunde schreiben,
Wille fand die Weise.
Da er die Weise da gewann,
Da eilten sie sich alle ‚munechen'.

Das heißt, ergriffen von diesem Lied, wollten alle Hörer Mönche werden. Das Gedicht hatte also denselben reformatorischen Zweck und eine gleiche Wirkung wie die ganze übrige Reformtätigkeit der Zeit. Es war wohl vom Bischof dazu bestellt, zum strengeren Klosterleben anzueifern. Das eigentliche Lied beginnt nach jener Einleitung also:

Nu will ich euch, Herren,
Eine wahre Rede vortun:
Von dem Anfange
Von allem Menschengeschlechte.

Und es endet also:

Unsre Erlösung ist getan,
Des loben wir Gott Vater all
Und loben auch den seinen Sohn,
Pro nobis crucifixum,
Der da Mensch wollte sein.
Unser Urteil das ist sein.
Das dritte ist der heilige Atem (Geist),
Der soll auch genaden.
Wir glauben, daß die Namen drei
Eine wahre Gottheit sei.
Sowie uns trifft der Tod,
So wird uns gelohnt.
Woher wir den Leib nahmen,
Dahin kommen wir wieder. Amen.

Dies bambergisch-babenbergische Gedicht erweckte gerade in Österreich und Steiermark die meiste Wirksamkeit und Nachfolge. Aus der reichen Literatur soll nur die fruchtbare Tätigkeit der ersten Dichterin in deutscher Sprache, Ava genannt, hervorgehoben werden. Als Witwe und Mutter zweier Söhne beschloß sie ihre Tage am 7. Februar 1127 im oder beim Kloster Göttweig als strenge Klausnerin (Inclusa). Sie selber sagt am Schluß ihres ‚Johannes':

Dieses Buch dichtete
Zweier Kinde Mutter;
Die sagten ihr diesen Sinn.
Große Freude war unter ihnen.
Der Mutter waren die Kinder lieb;
Der eine von der Welt schied.

Nu bitte ich euch gemeine,
Große und kleine,
Wer dieses Buch lese,
Daß er seiner Seele Gnaden wünschend wese (sei).
Und dem einen, der noch lebet
Und in den Arbeiten strebet,
Dem wünschet Gnaden
Und der Mutter: das ist A v a.

Außer diesem Gedicht von Johannes dem Täufer hat sie noch ein Leben Jesu, einen Antichrist, ein jüngstes Gericht und ein Gebet verfaßt. Man findet bei ihr eine Benützung der Abälardschen Trinitätsformel (Macht, Weisheit, Güte), was schon auf einen durch Otto vermittelten Einfluß der scholastischen Philosophie hinweist. Ein Beweis außerordentlich schneller Verbreitung von Gedanken.

Nicht minder bedeutend ist ein Marienlied, das im Kloster Melk zwischen 1120 und 1130 aufgezeichnet wurde und also ganz die Sprache wiedergibt, die Leopold und seine nächste Umgebung redete. Daher setze ich einige Strophen davon in der ursprünglichen Fassung hieher, nur in etwas erleichterter Orthographie:

Ju (je, einst) in Erde leite (legte)
Aaron eine Gerte:
Die gebar Nuzze (Nüsse),
Mandalon (Mandeln) also edile.
Die Suezze hast du furebraht,
Muoter ane Mannes Rat,
Sancta Maria!

Meersterne, Morgenrot,
Anger ungebrachot,
Darane stat ein Bluome,
Diu liuhtet also scone:
Sie ist unter den anderen,
So Lilium undern Dornen,
Sancta Maria!

Beslozzeniu Porte,
Entan (aufgetan) deme Gotes Worte,
Du Waba (Wabe) triefendiu,
Pigmenten so volliu,
Du bist ane Gallen
Glich der Turtiltuben,
Sancta Maria!

Chuniginne des Himeles,
Porte des Paradyses,
Du irweltez Goteshus,
Sacrarium sancti Spiritus,

Du wis (sei) uns allen wegente (gnädig)
Ze jungiste an dem Ente,
Sancta Maria!

Aber auch weltliche Spielmannsdichtung blühte in jener Zeit, da in Bayern der ‚König Rother‘ und die Kaiserchronik entstand. Österreichische Spielmannspoesie hat damals die Sage von Leopolds Eltern, wohl auch die Legende vom Schleier und andere Sagen, die hier berührt wurden, weiter ausgebildet, indem sie rein Geschichtliches mit Sinnbildlichem, wohl auch mit bloß Ornamentalem vermischte. Für die Heldensage muß fortdauernde Pflege vorausgesetzt werden, seit Pilgrims lateinischer Aufzeichnung. Es scheint, daß die erste Fassung unseres deutschen Nibelungenlieds eben noch in Leopolds Zeit fällt oder doch nicht viel später. Auch die Blüte des Minnesangs dürfte schon in unserem Zeitalter wenigstens als Knospe aufgesprießt sein. Dietmar von Aist ist ja für die Mitte des 12. Jahrhunderts gut bezeugt; die Lieder des Kürenbergers aber bekunden ein entschieden höheres Alter. Es ist, wie bereits erwähnt, kein Grund vorhanden, sie für erheblich jünger zu halten als die ersten provenzalischen Minnelieder des Grafen Wilhelm von Aquitanien. Ihr Deutsch ist nicht jünger als das des Melker Marienlieds, ebenso ihre Metrik und Reimkunst; dabei ist freilich der Einfluß der späten Aufzeichnung abzuziehen. Übrigens wird der Kürenberger nicht wie gewöhnlich westlich von Linz, sondern südlich von Melk angenommen.[25])

Auch eine andere Richtung der Literatur, die Satire und Didaktik, schließt sich an die großen Anregungen dieser Zeit an. Heinrich von Melk hat um 1160 gedichtet, aber er spiegelt Zustände, die wohl auch für seine Jugend, für die Zeit Leopolds galten.

Leopolds Regierungszeit lockte endlich auch die österreichische Geschichtschreibung hervor. Sie beginnt mit dem Jahre 1123 im selben Melk mit selbstständigen Klosterannalen. Eine kurze Geschichte der ersten Babenberger, eine Geschichte Leopolds und seiner reichen Genealogie finden darauf in Klosterneuburg Bearbeiter. Bischof Altmann findet einen Biographen in Göttweig. Die berühmte deutsche Königswahl von 1125 wurde mit lebhafter Anschaulichkeit von einem Österreicher geschildert, und ‚der größte und tiefsinnigste Geschichtschreiber des Mittelalters‘ wurde Leopolds Sohn Otto. Seine österreichische Geschichte ist leider nicht mehr erhalten, wohl aber seine Weltchronik und das Leben Friedrichs I. Otto, zuerst Abt von Morimund, dann Bischof von Freising, wandte sich immer mehr dem staufischen Gedankenkreise zu. Das gilt wohl noch nicht von seiner unter Konrad geschriebenen Chronik, die ganz monastisch, weltabgewandt, weltverachtend nur in der Kirche allen Trost sucht, wohl aber von der lebensfreudigen Beschreibung der Taten seines Neffen, des Kaisers Friedrich I. Er geht wieder auf die Politik seines Vaters, des frommen Leopold, zurück; er will dadurch Welt und Kaisertum reformieren, daß er sich beiden liebevoll zuwendet und in sie die ganze Fülle seiner frommen Bestrebungen ergießt. Sein Abbreviator und Notarius, der Freisinger Kanonikus Ragewin, der bei seinem Tod im Kloster Morimund zugegen war, hat ein langes Epitaphium auf ihn in der Vagantenstrophe gereimt, aus dem wir nur eine Strophe anführen:

Eifrig war sein Studium der Philosophia,
Groß sein Exerzitium der Theologia,
Fleißig trieb er sich herum in Philologia;
Nun bei Gott genießt er stumm höchste Theoria.

Vom hohen Stand der bildenden Kunst jener Zeit künden die großen Kloster-, Kirchen- und Burgbauten. Allerdings ist uns nur sehr wenig unversehrt erhalten geblieben. Es war der Höhestand des romanischen Stils, jenes Stils, der es viel mehr als der gotische verdient, der eigentliche Stil des deutschen Kaiserreiches, der Stil der Kirche genannt zu werden. Er ist der Stil der strengen Reform, der Stil der antiken und byzantinischen Überlieferung, der Stil der Karolinger und der Stil Roms. Ihm gegenüber bezeichnet der entzweigebrochene gotische Bogen schon einen übermütigen Abfall von den reinen Formen der Schönheit und des Maßes, und dieser Abfall hat sich auch durch den radikalen Rückschlag der Renaissance verderblich gerächt.

Die Höhe der Kleinkunst jener Zeit bezeugen Siegel strengen, einfachen, erhabenen Stiles und Überreste reicher Gewänder, kunstvoll geschriebene Bücher.



Siegel des hl. Leopold.

23. Leopolds Nachfolger 1136—1246.

Es entspricht ganz der schlichten Größe Leopolds, daß er den Zeitgenossen und den nächsten Generationen nur wenig auffiel. Das was man im 13. Jahrhundert noch von ihm wußte und erzählte, faßt die Reimchronik Jansen Enikels zusammen:

Derselbe Markgraf (Leopold II.) ließ einen Sohn,
Das will ich euch kund tun,
Den hieß er nach ihm Liupolt,
Dem wurden Frauen und Ritter hold,
Drum er der gute Liupolt hieß;
Denselben Namen er niemand ließ.
Er nahm auch fürwahr
Eine edel Fraue gar,
Des Kaisers Heinrichs Tochter;
Die Frau war aller Schanden leer.
Sie war Agnes genannt,
Ein schöne Fraue wohlbekannt.
Der Markgraf stiftet unsrer Frauen zur Ehr
Zu Neunburg ein Kloster hehr,
Als es noch heut zu Neunburg staht.
Ohn allerhande Missetat
Gab er dazu Pfenninggeld,
Beides, Weingarten und Feld.
Darnach stiftete er fürwahr
Ein schönes Kloster gar,
Das ward das Heilig Kreuz genannt;
Die Stätte er in dem Walde fand.

Ich tu auch von ihm bekannt,
Daß derselbe Liupolt genannt,
Achtzehen Erben empfing,
Denen es allen wohl erging;
Die hätt er bei der Markgräfinnen,
Die er mit Ehren sollte minnen.
Er bracht sie alle zu Ehren,
Er begann sie Tugend lehren.
Sieben starben in ihrer Kindheit,
Das war dem Markgrafen leid;
Doch fuhren sie zum Himmelreich
Und sitzen da immer freudenreich.
Doch will ich euch tun kund,
Daß er hätt gelassen sechs Söhne und
Fünf Töchter offenbar,
Das sagt uns das Buch fürwahr.
Er ließ einen Sohn, hieß Albrecht,
Der ward ein Fürst viel gar gerecht

Und pflag der Kirchen überall
Viel fleißig gar ohn' allen Schall.
Heinrich, der ander Sohn sein,
Dem gab Gott die Kraft allein,
Daß er ihn allerlängst ließ leben;
Die Kraft wollt ihm Gott geben.
Doch war der Fürst bieder
Dem Vater viel zuwider.
Doch ward er gewaltig im Reich
Und besaß es ehrenreich.
Sein dritter Sohn, Herr Liupolt,
Der war den schönen Frauen hold;
Der ward Herzog in Bayernland,
Als ich von ihm geschrieben fand u. s. w.

Die Angabe, daß Heinrich dem Vater nicht genehm war und deshalb, obwohl der ältere, dem jüngeren Bruder Leopold zurückstehen mußte, ist sagenhaft. In Wirklichkeit scheint er jünger als Leopold gewesen zu sein. Aber doch ist die Sage nicht ohne Kern. Leopold der Fromme hatte mit Recht bei der Königswahl von 1125 sich mit den Schwierigkeiten entschuldigt, die aus der großen Zahl seiner Kinder erwachsen könnten. In der Tat erhob sich gleich nach seinem Tode ein Erbstreit. Adalbert, der entschieden älteste, der ‚Advokat der Kirchen', wurde zurückgesetzt, und Agnes, die Mutter, nahm Partei für Leopold. Sie wandte sich deshalb an den Papst. In einem noch erhaltenen Brief vom 8. Jänner 1137 aus Pisa kondoliert derselbe, sagt, daß er dem Toten aus apostolischer Autorität die Absolution erteilt und für sein Seelenheil gebetet habe, und mahnt zu Frieden und Eintracht. ‚Damit aber jenes Mannes Seele vom Herrn Verzeihung ihrer Fehler erlange und ihr in zeitlichen und geistlichen Dingen Heil empfanget, empfehle ich euch die Ehre des Klosters Melk und seines Abtes Erchenfrid. Wenn ihr im Dienst des hl. Petrus verharret, will ich euch mit väterlicher Liebe umarmen und nach euren Bitten mich gern und eifrig für eure Rechte bei unserm Sohn Lothar (dem Kaiser) verwenden, sobald ich mit ihm zusammenkomme.'

In einem zweiten Schreiben vom 11. April 1137 aus Rom wendet sich der Papst an die ‚Marchionissa Agnes' und ihre Söhne, den Markgrafen Leopold, den Vogt Adalbert und die übrigen Brüder und empfiehlt ihnen die von ihrem Vater gegründete und dem hl. Petrus gewidmete Kirche zu Neuenburg mit dem Propst Hartmann. Er nimmt das Stift auch durch eine neue Bulle in seinen unmittelbaren päpstlichen Schutz. Inzwischen war also Leopold auch vom Kaiser als Markgraf bestätigt worden, und die Brüder hatten sich auf einem Landtag zu Tuln im Beisein der Mutter und des Adels gütlich verglichen. Adalbert starb noch im selben Jahr, da Konrad von Schwaben, der Sohn Agnesens aus der ersten Ehe, auf den deutschen Königsthron erhoben wurde. Damit stieg auch das österreichische Haus. König Konrad belehnte seinen Halbbruder Leopold mit dem Herzogtum Bayern. Otto ward Bischof von Freising. Über ihn haben wir schon gesprochen. Sein um zehn Jahre länger lebender

Bruder Konrad († 1168) ist Bischof von Passau und Erzbischof von Salzburg geworden. Als solcher ist er mit seinem Neffen, dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa, in heftigsten Widerstreit geraten. Das gleiche Los traf Heinrich (Jasomirgott), der nach dem frühen kinderlosen Tode seines Bruders Leopold 1141 nun zur Regierung kam. Er verlor wohl wieder Bayern, aber erlangte dafür die privilegierte Freiheit des zum Herzogtum erhobenen Österreichs. Agnes starb 1143 und wurde an der Seite ihres Gemahls zu Klosterneuburg beigesetzt. Im Streite zwischen dem echten Papst Alexander III. und den drei Kaiserpäpsten ließ sich Friedrich Rotbart zu den ärgsten Maßregeln gegen das babenbergische Haus hinreißen. Auch fielen dem Herzog gleichzeitig die Böhmen und Ungarn verwüstend ins Land. So starb in harter Bedrängnis Heinrich Jasomirgott 1177, der glänzende Vertreter der sechsten babenbergischen Generation, einer kampflustigen und hochstrebenden. Indem er seine Residenz vom Kahlenberg an die Mauern Wiens hinab verlegte, vollendete er den Gedanken seines Vaters und ergänzte ihn durch die Gründung des Schottenklosters in der Nähe seines neuen Hofes.

Weitverzweigt war Leopolds des Frommen Haus. Sein Sohn Adalbert war mit einer ungarischen Prinzessin, Leopold war mit Maria, der Tochter des Herzogs Sobieslaw I. von Böhmen vermählt, Heinrich Jasomirgott mit Gertrud, der Witwe Herzogs Heinrich des Stolzen von Bayern, in zweiter Ehe mit Theodora, der Nichte des griechischen Kaisers Emanuel, die er auf dem zweiten Kreuzzug erwarb. Von Leopolds Töchtern war Bertha mit Heinrich, dem Burggrafen von Regensburg und Grafen von Stephaning, vermählt, Agnes mit Herzog Wladislaw II. von Polen und Schlesien, Gertrud mit Wladislaw II., dem Herzog und späteren König von Böhmen, Elisabeth mit dem Grafen Hermann von Winzenburg, Landgrafen von Thüringen, Judith mit dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat.

Leopold V., der Tapfere oder Tugendhafte, der Sohn Heinrichs Jasomirgott, und der byzantinischen Prinzessin Theodora Komnena, vertritt die siebente Generation der Babenberger. Er ist der Erbe der Steiermark. Er ist der Held des dritten Kreuzzugs, den er mit Kaiser Friedrich I., Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz unternahm. Wegen der Gefangennahme seines Genossen Richard als Brecher des Gottesfriedens vom Papst gebannt, stirbt er 1194, in letzter Stunde losgesprochen.

Ihm folgen seine Söhne, die achte Generation: Friedrich I., der Katholische, und nach dessen Tode 1198 Leopold VI., der Glorreiche, der Gemahl auch einer Theodora, der Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelos. Leopold ist vorwiegend staufisch gesinnt, aber doch nicht im Kampf mit der Kirche, Gönner der Dichtkunst, Gesetzgeber und Verwalter, Vermittler des Friedens von San Germano zwischen Kaiser und Papst 1230. Hier erweist er sich als echter Enkel des frommen Leopold, als Vollstrecker seiner politischen Weisheit. Die Erzählung dieses Vorgangs beim Chronisten Enikel ist so treuherzig und gibt so sehr den Kern dessen, was das Leben und Streben unseres Heiligen ausmacht, daß ich nur ungern darauf verzichte, sie hieher zu setzen.

Damit ist der Höhepunkt der babenbergischen Geschlechtshistorie erreicht. Leopold VI., der Glorreiche, stirbt unmittelbar darauf. Er hatte schon wenig

Gutes von seinem früher verstorbenen Sohn Heinrich erfahren. Sein einziger überlebender männlicher Erbe, Friedrich der Streitbare, der wieder eine griechische Prinzessin zur Frau hatte, Sophia, Tochter des Kaisers Theodor Laskaris, war in Streit mit seinen drei unfruchtbaren Ehebündnissen, in Streit mit seinem Schwager König Heinrich VII. über die Mitgift seiner Schwester, in Streit mit seinen Ministerialen, den Chuenringen, mit Böhmen, Bayern und Ungarn, im Streit mit dem Kaiser, der ihn ächtet und ihm ein Assassinenattentat vorwirft, dazu die Mißhandlung und Vertreibung der eigenen Mutter, die Tyrannei gegen seine Landesuntertanen. Er war aber auch unbotmäßig dem Papst gegenüber. Nach seinem unechten Testament am Vorabend seines Schlachtentodes 1246 hätte er freilich sein Land dem Papst, nicht dem Kaiser empfohlen. So erlischt das Babenbergische Herrschergeschlecht im ehelichen Mannesstamme nach der neunten Generation, ein Dreijahrhundert, die durchschnittliche Blütezeit eines Stammes ausdauernd.



Dieser und die folgenden drei Stiche aus Ad. Scharrers Biographie 1670.

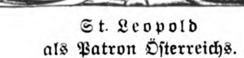
24. Die Kanonisation 1355—1485.

Neben den glänzenderen Erscheinungen älterer und jüngerer Babenberger blieb, wie gesagt, ihr bedeutsamer Mittelpunkt, Leopold der Fromme, lange weniger beachtet. Von Wundern zu seinen Lebzeiten oder unmittelbar an seinem Sarge ist uns durch Zeitgenossen nichts überliefert, obwohl man damals öfter solches von Männern erzählte, die der Ehre der Heiligen ferne genug waren. Noch dem Chronisten Hagen am Ende des 14. Jahrhunderts ist nicht der heilige, sondern nur der ‚frumm und andechtig Margraff Lewpolt‘ bekannt. Damals hatte man aber schon begonnen, auf seine Heiligkeit aufmerksam zu machen. Herzog Albrecht (1330—1358) hatte schon 1355 im Sinne, Schritte zur Erlangung seiner Kanonisation zu tun. Aber den ersten wirklichen Schritt dazu unternahm erst Erzherzog Rudolph IV., den man den Großen, den Weisen oder den Stifter nennt, der Begründer der Wiener Universität. Er erkannte offenbar, sicherlich durch die schon lange bestehende Verehrung von seite des Volkes aufmerksam gemacht, den gemeinsamen vorbildlichen Zug im Charakterbild seines Vorgängers. Er

wandte sich demnach im Jahre 1358 an Papst Innozenz VI. mit der Bitte, er möge die Heiligsprechung des frommen Markgrafen Leopold einleiten, da Gottes Hand an seinem Grabe so viele Wunder wirke. Es war also offenbar all die Zeit hindurch das Andenken Leopolds getreulich gepflegt worden. Der mangelhaften Geschichtschreibung zum Trotz hatte sich sein Bild wie ein Gipfel, der nur in der Ferne als der höchste wahrgenommen werden kann, immer mehr erhoben. Von allen Gräbern frommer Herrscher und berühmter Männer war gerade das seine mit Vertrauen aufgesucht worden. Die Volkesstimme hatte in ihm den wahren Schutzpatron des Landes erkannt, und der Glaube des Volks hatte den Heiligen ebenso wieder belebt, wie der Glaube Marias und Marthas die Erweckung des Lazarus zur Folge hatte. Den Glauben begleiteten Wunder nach dem Worte des Evangeliums. Die Wunder verlangten Anerkennung und zwangen fast den Habsburger, die Ehre des großen Babenbergers sich zum Ziel zu setzen.

Infolge dieses Antrags erließ denn auch der Papst aus Avignon vom 31. Dezember 1358 ein Schreiben an den Erzbischof von Prag, den Bischof von Olmütz und den Prälaten von Heiligenkreuz, und trug ihnen auf, eine allgemeine Untersuchung über das Leben Leopolds und über die gemeldeten Wunder vorzunehmen, mögen sie nun an seinem Grabe oder sonst auf seine Fürbitte sich ereignet haben; darüber sollten sie dann dem hl. Stuhle Bericht erstatten. Aber die Kriegsunruhen zwischen Böhmen und Österreich, wie die Verwirrungen in der Kirche selber, endlich auch der Tod des Herzogs und des Papstes machten jene Untersuchung unmöglich und aussichtslos, und so blieb denn die Sache noch ein weiteres Jahrhundert aufgeschoben.





St. Leopold
als Patron Österreichs.

Indessen dauerten die Wunderzeichen am Grabe des Markgrafen ununterbrochen fort, und die andächtigen Verehrer des bewährten Nothelfers schoben die vielfachen Kriege, Übel und Plagen, die Österreich gerade in jener Zeit trafen, keiner anderen Ursache zu als der sträflichen Saumseligkeit der Österreicher in der Betreibung der Heiligsprechung ihres größten Wohltäters. Diese Überzeugung wurde so siegreich, daß sich am 10. Dezember 1465 dieser heiligen Sache wegen der österreichische Adel zu Neuburg markthalber, jetzt Korneuburg genannt, versammelte und eine dringende Bittschrift an Papst Paul II. abschickte. Dieser Bitte schlossen sich sofort an die Benediktiner- und Cisterzienseräbte von Melk,

Göttweig, von den Schotten zu Wien, von Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwettl, Altenburg, ferner die Pröpste der regulierten Augustinerchorherren zu Klosterneuburg, St. Pölten, Herzogenburg, St. Dorothea in Wien, die Prioren der Karthausen zu Mauerbach, Gaming, Aspach und außerdem viele Pfarrer des Passauer Bistums, zu dem ja damals das Land gehörte. Der Bischof von Passau, der zugleich Reichskanzler war, richtete dann am 20. Jänner 1466 zur Beförderung der göttlichen Ehre als auch zum Troste des Erzherzogtums Österreich und zum höheren Ansehen seines Bistums, dem andächtigsten Verlangen seiner kaiserlichen Majestät schuldigst Folge leistend, seinerseits ein Bittschreiben an den hl. Stuhl. Kaiser Friedrich III. schrieb nun am 1. Februar 1466 an den Papst, daß er mit heißem Verlangen das von Erzherzog Rudolf einst gestellte Begehren wiederhole; er erwähnte, daß die damals eingesetzte Kommission nur durch die Kriegsunruhen verhindert wurde, dies gottgefällige Werk vorzunehmen. Er stellte vor, wie seine von vielen Übeln bedrängten Untertanen so ganz begierig seien, all diesen Plagen abzuhelfen, und ihren Kaiser mit vielen Bitten bedrängten, sich die Heiligsprechung des frommen Markgrafen sorgfältig angelegen sein zu lassen. Auch die Kaiserin Eleonora schloß sich in einem Schreiben vom 3. Februar 1466 der Bitte des Kaisers an.



Durch erfindung des Schlairs wird Leopoldo von Himmel der Ort gezaigt, wohin er sein vorhabendes Closter bauen solle

Papst Paul willfahrte diesem allgemeinen Wunsch und gab drei Kardinälen, darunter dem berühmten Bessarion den Auftrag, das Nötige einzuleiten. Sie übertrugen die allgemeine Untersuchung dem Bischof von Passau, dem von Pedena in Istrien und zwei Äbten, dem von den Schotten zu Wien und dem von Klein-Mariazell. Diese ließen am 2. Dezember 1468 einen Aufruf an alle ergehen, die etwas vom Leben und von den Wundern des frommen Markgrafen wußten. Die ihnen so zukommenden Aussagen ließen sie dann nach sorgfältiger Untersuchung durch Zeugen beschwören und durch beeidete Notare aufschreiben. Außerdem reisten sie auch noch selber nach Klosterneuburg und überzeugten sich dort durch den Augenschein von der lebendigen Verehrung des Volkes am Grabe, von den zahlreich daselbst aufgehängten Votivtafeln und Votivgaben, wie sie sich an solchen Gnadenorten anzusammeln pflegen. Den ganzen Untersuchungsakt sandten sie schon am 18. März 1470 an die Kardinalskommission.

Der Kaiser hatte indessen die Sache auch persönlich in Rom betrieben und dort auch die Erhebung der Propstei St. Stephan zum Bistum erwirkt (1469).

Auch nach seiner Rückkehr schrieb er wiederholt darüber an den Papst und an das Kardinalskollegium. Es war ein wahrer Ansturm, um diese Heiligsprechung durchzusetzen. So schrieb auch der ungarische König Matthias Corvinus, der damals den Kaiser in Wien besuchte, seinerseits offenbar auf Wunsch des Kaisers einen Brief an den Papst vom 2. März 1470, brachte die gleiche Bitte vor und erklärte, ihre Erfüllung wäre ihm so erwünscht, als wenn es sich um die Heiligsprechung eines Königs von Ungarn handelte. Der böhmische und mährische Adel petitionierte am 11. März 1470. So war also das ganze Interessengebiet der Ostmark beteiligt. Auch die Wiener Universität wurde aufgefordert, das Gewicht ihrer Gelehrsamkeit am 23. März den andern Gründen beizufügen.



Leopoldus führt an statt der weltlichen die geistliche Chorherrn S. Augustini zu Closterneuburg ein durch den seligen Hartmannum ersten Regulirten Probsten daselbst. Anno 1133

Einen neuerlichen Aufschub machte der Tod des Papstes Paul II. 1471. Sein Nachfolger Sixtus IV. ließ nun auf neuerliches Andringen die Spezialuntersuchung vornehmen und betraute damit seinen apostolischen Legaten für Deutschland und Ungarn, den Bischof und Kardinal Markus von Vicenza. Dieser begab sich nach Klosterneuburg und verhörte dort 199 Zeugen. Wir besitzen ein Summarium über den ganzen Kanonisationsprozeß, durch Johannes Franziskus de Pavanis 1483 zusammengestellt und dem Papst überreicht. Der Autor nennt Leopolds Mutter Itha eine Tochter Kaiser Heinrichs II. Er erwähnt, daß auch sein Sohn Otto im Geruch der Heiligkeit und durch Wunder verherrlicht gestorben sei. Er betont die gelehrte Erziehung Leopolds. Er weiß von der alten Feier des Todestages, an dem das Grab besucht und den kommenden Armen Almosen freudig ausgeteilt wurden, nämlich Wein und Brot und, wenn der Tag nicht auf einen Abstinenztag fiel, auch Fleisch. Als erstes Wunder wird das des Schleiers angesehen (miraculum veli). Großes Gewicht legt er auf die Absolution durch Papst Innozenz II., da nach den Kanones der Papst auch Tote absolvieren könne, ja auch Engel.[26]) Er hebt hervor, daß von Leopold das habsburgische Herrscherhaus abstamme; in zehnter und folgender Generation sei er also gesegnet. Er betont die allgemeine Meinung von seiner Heiligkeit, die immerwährende Devotion des Volkes für sein Grab, das er ausführlich beschreibt. Er erwähnt die von den Berührungen der Besucher entstandenen Höhlungen im Stein, die ewige Beleuchtung, die Votivgaben aus Wachs, eine Tafel mit einem Gebet, das er wiedergibt. Darin wird der fromme und gütige Markgraf als unauslöschliches



Chor der Stiftskirche von Klosterneuburg. (Dr. Drexler phot.)

Licht der Christenheit, als kluger Verteiler der himmlischen Schätze, Vater der Waisen, Tröster der Betrübten angerufen, im Glauben, daß er mächtig sei, für den Hilfesuchenden einzutreten beim Höchsten, und in Erinnerung, daß er seine Macht schon so oft gezeigt habe. Der Autor weist ferner darauf hin, daß man ohne öffentlichen Skandal und ohne Beleidigung des Hauses Österreich eine bereits so stark eingewurzelte Andacht nicht mehr vermindern dürfe. Als Frucht der Heiligsprechung erwartet er nach dem Zeugnis der böhmischen und mährischen Barone die Ausrottung der hussitischen Irrlehre, den Frieden Österreichs mit den Nachbarreichen, eine Hebung des religiösen Eifers. Von älteren Wundern waren nur 17 zu konstatieren. Von neueren speziell untersuchten erwähnt das Summarium sieben ‚Totenerweckungen', ferner Heilungen von Todeskrankheiten, Augenübeln, von Stummheit, in gefährlicher Geburt, von Wahnsinn, von Lähmungen, Pest, Fieber, Epilepsie, Kolik, Wunden, Lepra, endlich Befreiung von Gefangenen.

Alles war bereit und beschlossen, als Sixtus IV. 1484 starb. Aber noch im selben Jahr am 20. November konnte der berühmte Redner Doktor Franziskus von Padua, päpstlicher Konsistorialadvokat, vor Papst Innocenz im Vatikan einen neuerlichen Überblick über die Kanonisationssache geben. Er hob hervor, daß Leopold der einzige Heilige dieses Namens sei, daß seine Heiligkeit um so höher zu schätzen sei, je mehr er in seinem Stand allen Versuchungen, allen Ablenkungen ausgesetzt war. Er beruft sich auf ‚viele ansehnliche Geschichtschreiber' seiner Zeit. So soll Bischof Reginbert von Passau ein Denkmal vom Leben und den heiligen Sitten Leopolds hinterlassen haben. Ein Manuskript zu Klosterneuburg soll von seiner Abstammung, von seinem Geburtstage (den er aber nicht anführt) und seinem Lebenswandel handeln. Eine Chronik des Dominikaners Martin zu Klosterneuburg soll den Markgrafen oft erwähnen, ebenso die christlichen Jahrbücher des Andreas, die in Klosterneuburg aufbewahrten Hexameter über ihn. Seine Wunder soll ein Buch im Cisterzienserkloster Engelszell beschreiben. Als weitere Zeugen zitiert er Thomas von Haselbach (1410), ein Manuskript in Preßburg, die Arbeit der ersten Kommission unter Sixtus IV., Äneas Silvius. Der Redner kennt aus diesen Quellen die gelehrten Studien des Knaben. Schon Papst Eugen III. (1145—1153) und Urban IV. (1261—1264) haben, sagt er, in Hinsicht der Verdienste Leopolds alles das bestätigt, was nach seinem Tod in Klosterneuburg geschah. Leider hindert ihn aber die Rhetorik, genauere Daten über all das zu geben. Es folgt nun eine Aufzählung der Wunder, ‚wie sie in den Jahrbüchern der Deutschen umständlich beschrieben werden', auch in Gedenktafeln, von denen aber der meiste Teil durch einen Brand vernichtet worden. Es sind meistens Heilungen infolge von Gebeten oder Gelübden. Nur manche fallen aus dem allgemeinen Typus heraus, so unter den alten Wundern die Geschichte von einer armen Frau, die, von ihren Gläubigern bedrängt, zum Grabe Leopolds ihre Zuflucht nahm. Da meinte sie, eine Stimme in ihren Ohren zu hören, sie solle nach Hause gehen und ihren Schrank öffnen. Sie tat also und fand die quittierten Schuldscheine. Bald erfuhr sie auch von den Gläubigern, ein Mann in prächtigen Gewändern habe die Schulden bezahlt und dafür die Scheine empfangen. — Kriegern, die, von jenseits der Donau nach Klosterneuburg übersetzen wollen, um zu beuten, schickt Leopold einen Sturm, die Reuigen rettet er aber. — Einen Gefangenen erlöst er wunderbar aus dem Kerker; als dieser aber sein Gelübde nicht



St. Leopold.
Karton von J. Klein, in Farbenholzschnitt ausgeführt von H. Knöfler, Wien.

erfüllt, gerät er aufs neue in gleiche Not, wird aber nach erneutem Gelübde befreit.

Die Bulle der Heiligsprechung ist endlich am 6. Jänner 1485 ausgestellt worden. Nach einer stilistisch glänzenden Einleitung über das goldene Kleid der Kirche, unserer Mutter, das von vielen Farben strahlt und die verschiedenartigen Heiligen symbolisiert, wird bestätigt, daß Leopold schon bisher einstimmig von ganz Deutschland als Heiliger gepriesen wurde. Es wird hervorgehoben, wie er in allen politischen Schwierigkeiten, als Fürst, als Ehemann sich bewährt hat. Durch sein Beispiel sei allen Weltleuten der Vorwand genommen, als ob es unmöglich sei, sich als solcher vor Sünden schützen zu können. Es werden die Wunderheilungen, die Totenerweckungen, die Befreiungen erwähnt, alle die Wunder, die sich seit dem Jahre 1136 bis auf jene Zeiten tagtäglich mehr als einmal ereigneten, so daß mit Recht eine bewunderungswürdige Andacht zu seinem Grabe besonders in Österreich und den ganzen Donaustrom entlang entstehen mußte, wie unzählige Tafeln, Bilder, Kerzen und Lampen als Votivgaben bezeugen. ‚Mit gebogenen Knien ruft eine Menge Bresthafter und Bittender die Hilfe Leopolds an und weicht nicht von dannen, ohne erhört zu werden.‘ So sind denn Papst und Kardinäle durch Einwirkung des heiligen Geistes darin einig geworden, daß Leopold billig solle heilig gesprochen werden. Sein Festtag soll der 15. November sein und ein Ablaß den Besuchern gewährt werden.

25. Verehrung und Erinnerung.

Diese Kanonisation wurde auf Betreiben des damaligen Propstes auch in den Erzdiözesen von Salzburg, Gran und Prag feierlich verkündigt, und man ging daran, die Erhebung der Reliquien mit großer Feierlichkeit vorzubereiten. Eine päpstliche Bulle vom Jahre 1486 gab dazu die Vollmacht und gewährte in Erwägung, daß das Stift große Ausgaben für die Kanonisation hatte, daß es dazu Schulden machen mußte, zudem durch Krieg und Unruhen Schaden gelitten hatte, einen vollkommenen Ablaß für die Feier der Translation. Indessen wurde 1487 das Fest des hl. Leopold vom Bischof von Passau für seine Diözese eingeführt mit den Meßgebeten und dem Offizium des Chores. Aber Kriege und andere Unruhen verzögerten die eigentliche Erhebung der Gebeine. Es war ja über Österreich eine der schwersten Zeiten hereingebrochen. König Matthias Corvinus von Ungarn hatte Wien und fast ganz Niederösterreich erobert, das Reich schien vernichtet. Erst nach seinem Tode 1490 befreite Maximilian das Land. Aber auch dann noch und als er seit 1493 den Thron seines Vaters bestiegen, machten die unglaublichen Wirren, in die er geriet, seine Anwesenheit in Österreich lange Zeit unmöglich; als besonderer Verehrer des Heiligen wollte er aber doch persönlich bei der Feier intervenieren und verbot daher bei seiner Ungnade, sie früher abzuhalten.

Sie fand endlich am 15. Februar 1506 statt mit ungeheurer Teilnahme von weit und breit. Maximilian hatte einen silbernen, goldgeschmückten Sarg zu diesem Zweck machen lassen; leider ward dies Kunstwerk schon 1520 von den 100 ‚Regenten‘ Österreichs wieder eingeschmolzen. Als der letzte Ritter im Herzogsschmuck hinter dem Sarg einherschritt, weinte alles, der schweren Zeiten gedenkend,

die man mit dem Zustand Österreichs zu Leopolds des guten Zeiten verglich. Jener erste Sarg trug diese (lateinische) Inschrift:

Fürst von Österreich war ich, Leopold, einst auf der Erde,
Herrschte durch Frömmigkeit auch, nicht durch Gesetze allein.
Also gründete ich das Kloster auf göttliche Weisung,
Da mir auf ragender Burg Wunder des Schleierleins ward.
Innocenz der Achte zu Zeiten Friedrichs des Dritten
Ließ mir erheben den Leib, Heiligen reiht er mich zu,
Daß ich Gelübde empfange vom ganzen Kreise der Erde
Und nicht ließ ein Gebet ohne Erhörung geschehn.

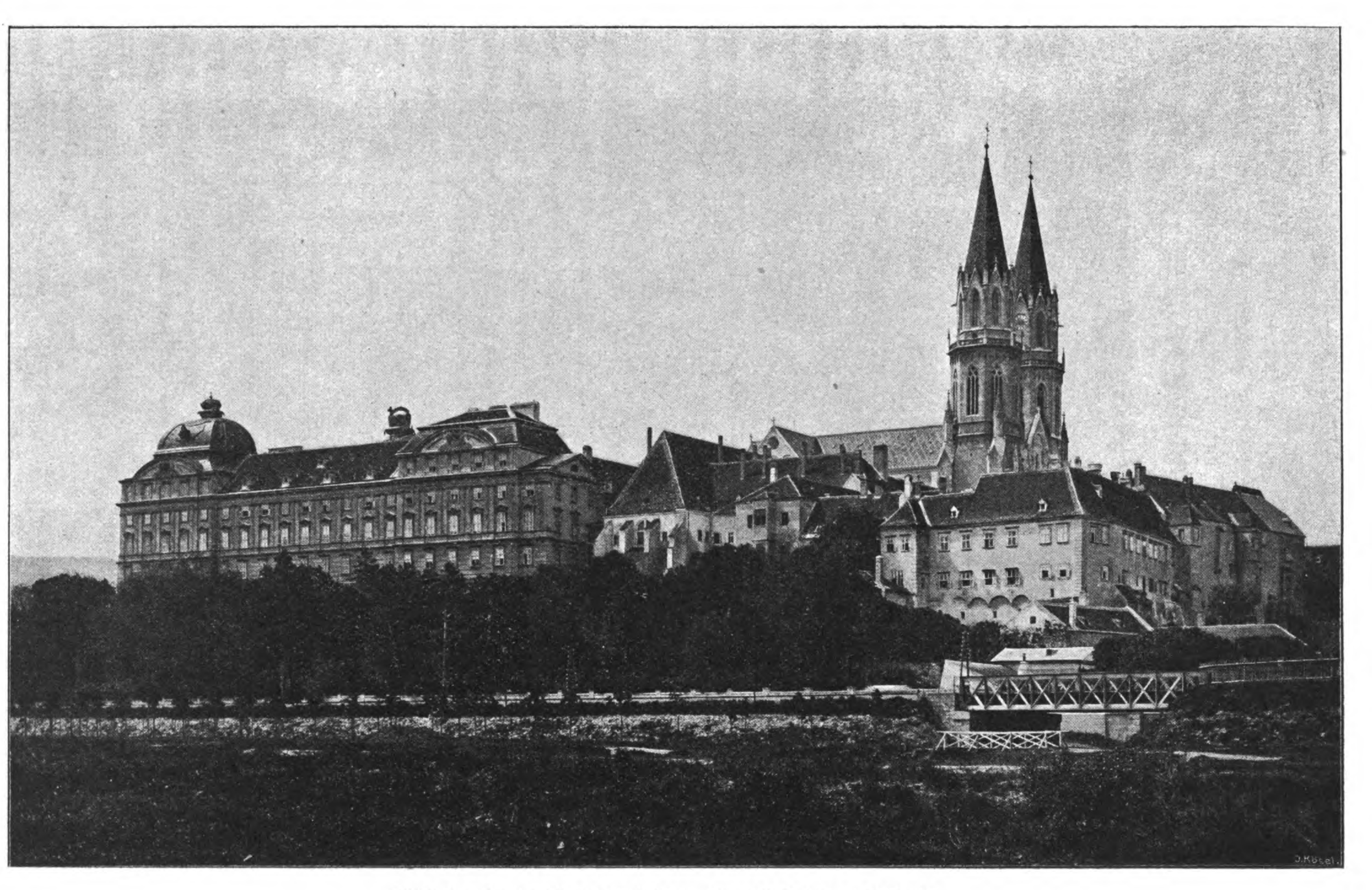
Einen zweiten Sarg ließ das Stift 1533 anfertigen. Davon haben sich wenigstens Abbildungen erhalten bei Fugger, Ehrenspiegel S. 166, und Markard Hergott, Monumenta domus austriae III, 1.



Apotheose des hl. Leopold.
Gezeichnet von Reitter, gestochen von Pfeffel vor 1750.

Die erste Kirche zu Ehren Leopolds wurde schon am 15. August 1507 zu Vorderstoder in Oberösterreich eingeweiht. In Kärnten ließ man 1516 und 1517 auf Kosten des Landes Münzen mit dem Bild des Heiligen prägen, auch noch später 1644 und 1648; denn auch dort ward Leopold als Landespatron verehrt. Als solcher trat er in Österreich immer mehr an die Stelle Kolomans. So wurde durch den Wiener Bischof 1593 nach dem Rate der Wiener Hochschule der 15. November zu einem gebotenen Feiertag erhoben. Damals schrieb Balthasar Poltzmann, der Propst von Klosterneuburg, sein ‚Compendium Vitae et Miraculorum S. Leopoldi'.

In den Kriegen des Fürsten Stephan Botskai von Siebenbürgen gegen Rudolf II. seit 1604 flüchtete man den Leichnam des Hei-



Stift Klosterneuburg in seiner gegenwärtigen Gestalt.

ligen nach dem sicheren Melk. Als er 1606 wieder zurückgebracht wurde, ließ man den Melkern wenigstens einen Daumen.

Im Jahre 1616 opferte Erzherzog Maximilian eine silberne, goldgeschmückte Statue des Heiligen mit Reliquien in dessen Haupt und einem Herzogshut. Der Hut wird noch verwahrt, das andere ist verschwunden.

Einen Teil der Reliquien sandte Erzherzog Leopold Wilhelm, Bischof von Passau, Sohn des Kaisers Ferdinand II., nach den Niederlanden, wo er 1647—1657 Statthalter war und den Religionsstreitigkeiten der Jansenisten zu wehren hatte.

Kaiser Leopold I. veränderte 1670 die Synagoge der Juden zu Wien jenseits der Donau in eine Pfarrkirche, widmete sie dem hl. Leopold und nannte die Vorstadt nach ihm Leopoldstadt. Bei dieser Gelegenheit erschien durch ‚Adamum Scharrer, regulierten Chorherrn und Dechant zu Klosterneuburg‘ eine Monographie über den Heiligen ‚auß alten, bewehrten Jahrs-Büchern und Geschicht-Schriften verfasset, in teutscher Sprach beschrieben und mit Kupfferstichen geziert. Gedruckt zu Wienn in Österreich 1670‘. Kaiser Leopold tat zehn Jahre nach der siegreichen Befreiung von der Türkeninvasion, am 15. August 1693 das feierliche Gelübde, zur Erinnerung und aus Dankbarkeit für den Schutz, den der Heilige damals von seiner nun zerstörten Burg aus dem christlichen Heere angedeihen ließ — von dort oben war ja in überraschender Weise die Entsatzaktion ausgegangen — die durch den großen Heiligen und Landespatron geweihte Stätte zu restaurieren und dort auch einen Altar der heiligen Jungfrau, der Schützerin der Christen, zu weihen.

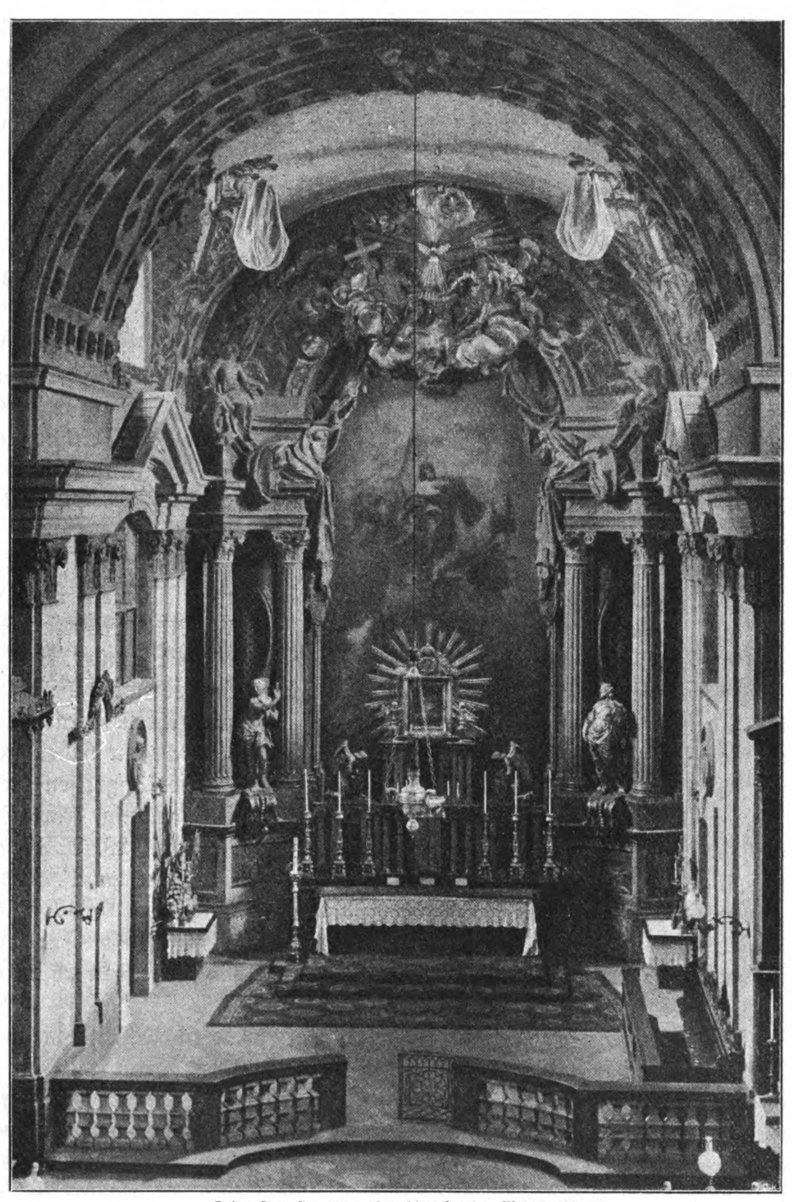
Vor Kaiser Leopold I. und der Kaiserin Claudia hat Abraham a Sancta Clara auch eine Predigt über den hochheiligen Marggrafen Leopoldus, den ‚himmelreichischen Österreicher‘, den ‚Astriacus Austriacus‘ gehalten. Aus den unzähligen Gedankenfunken des geistreichen Predigers nur einen: ‚Der Wind, so den Schlayr Agnetis hinweck gezuckt, ist vermuthlich gewest der heilige Geist, als der sich jederzeit Mariä angenommen.‘ Darum hat er auch in lieblicher Anspielung den Schleier nicht auf einen andern Baum oder Hecken getragen als ‚auff ein Holderstauden‘. Dort hat er ihr, der Holden, ein neues ‚Marianisches Gebäu‘ verschafft.

Die wissenschaftliche Grundlage für die Biographie des Heiligen hat der ausgezeichnete Hieronymus Pez in der Sammlung seiner ‚Scriptores rerum austriacarum‘ I. 1721 gegeben.

Über ein merkwürdiges dialogisch abgefaßtes Pamphlet, 1730 zu Leipzig erschienen, berichtet Pez.[27]) In dieser Schrift wird geschildert, wie die Burg des frommen Markgrafen, einst die prächtigste, nun so wüst und öde sei wie der Kaukasus; es spuke dort bei Nacht, Lichter zeigen sich in den Fenstern der Ruine, wie wenn sie hin und hergetragen würden. Das sollen die Leute von Heiligenstatt aus oft beobachtet haben, und die dort weidenden Hirten hätten ungeheuren Lärm gehört, wenn um Mitternacht aller Spuk verschwand. Am Mittag aber erblicke man dort zahllose Zwerge. Über all das gebe es im Kloster geheim gehaltene Dokumente. Es wird auch des sogenannten ‚Prügelbrotes‘ erwähnt, das nach einer Stiftung außer den Armen auch den Nachkommen jener Jagdhunde gegeben wird, die den Schleier aufspürten. Pez erklärt dagegen, daß die ganz gespenster-

freie Burg von einem Benefiziaten bewohnt sei, und erzählt, daß 1683 in der Türkenzeit jene Hunde wunderbar erhalten worden seien, daher über diese Dinge nicht zu witzeln sei.

Das größte Mißgeschick traf aber das Andenken des Heiligen, als der Lilienfelder Archivar Chrysostomus Hanthaler die reine, wenn auch sparsame Überlieferung über Leopold durch gefälschte Quellen glaubte vermehren zu müssen.



Die St. Leopoldskirche in Wien II.
(Das Gemälde des Hauptaltars verherrlicht den Heiligen.)

Sein Freund, der höchst verdienstvolle Melker Gelehrte Hieronymus Pez ließ sich leider durch schwache Gründe verleiten, diese Quellen für echt zu nehmen, und er hat durch seine Autorität am meisten zu ihrer Verbreitung beigetragen. Dadurch ist sein im Jahre 1747 erschienenes Foliowerk, die ‚Historia S. Leopoldi' ihres besten Wertes beraubt, und das gleiche gilt von der deutschen Übersetzung dieses Buches durch M. Kropff.

Die Folgen dieser Unkritik finden sich auch trotz allmählich gewonnener besserer Erkenntnis bei den folgenden biographischen Bearbeitungen; so bei der anonymen Arbeit: Leopold der Heilige, Schutzpatron von Österreich. Eine geistliche und weltliche Legende, Wien 1835; und teilweise sogar noch bei Berthold A. Egger: St. Leopold, ein Lebensbild und Andachtsbuch. Festgabe zum 400. Jahrestage der Heiligsprechung des frommen Markgrafen Leopold. Wien 1885.

Für die dokumentarische Grundlage haben gesorgt: Maximilian Fischer in den Beilagen zu seinen ‚Merkwürdigeren Schicksalen des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg', Wien 1815; Ignaz Franz Keiblinger in der ‚Geschichte des Benediktinerstiftes Melk', 2. Auflage, Wien 1876, und vor allem Andreas von Meiller in den ‚Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Babenberg', Wien 1850. Darauf beruhen: die kürzere Darstellung in Alfons Hubers Geschichte Österreichs, Gotha 1885, und die ausführliche, den ganzen Quellenapparat und die ganze Literatur verarbeitende, in Georg Juritsch' ‚Geschichte der Babenberger und ihrer Länder', Innsbruck 1894. Schließlich sind als besonders wertvoll hervorzuheben die ‚Beiträge zur Kulturgeschichte Österreichs in der Zeit Leopolds des Heiligen' von Ambros Heller in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 1875, sowie andere Artikel dieser Zeitschrift und der Topographie von Niederösterreich.

Für die allgemeinen deutschen Verhältnisse war Giesebrecht mein Leiter, da leider die ‚Jahrbücher des deutschen Reichs' erst bis 1096 reichen. Für die Kreuzzüge habe ich die neue Monographie von Ed. Heyck mit benützt.

Bei meiner Redaktion all dieser und anderer Vorarbeiter habe ich so viel als möglich den Quellen das Wort gegeben und es auch ihren Verarbeitern da gelassen, wo sie mir bereits die vollendete Fassung erreicht zu haben schienen. Ich hätte die Arbeit nicht ohne die Mithilfe mancher Freunde angreifen und vollenden können, von denen ich vor allen den Herren Karl Domanig, Karl Drexler, Jos. Hirn, von Höfken, Hodinka, Jos. Lampel, Jos. Mantuani, W. A. Neumann, Wolfgang Pauker, Alfred Schnerich, Franz Schnürer zu danken habe. Indem ich aber im Begriffe bin, die Feder aus der Hand zu legen, habe ich das Gefühl und den Wunsch, mich nun erst recht in alle Probleme des Stoffes zu vertiefen und das hier Gebotene nur als Skizze für ein wahrhaftes Monumentalwerk anzusehen, wie es dem Andenken des Heiligen eigentlich gebührte.

Dies über die rein *wissenschaftliche*, theoretische Seite meiner Aufgabe. Sie hat aber auch eine *praktische* Seite. Nichts scheint mir für unsere Zeit der kirchenpolitischen Kämpfe, des Reformkatholizismus, der spezifisch österreichischen, der nationalen Frage aktueller zu sein als die Erneuerung des Andenkens jenes Heiligen, der fern von aller Überstiegenheit nur eben in der vollkommenen praktischen Lösung dieser Probleme seine Heiligkeit bewährt hat. Trotz des großen Unterschieds der Zeiten fließt in jenen dasselbe Blut wie in unsern.

Ja, in manchem scheinen sie kühner, voraussetzungsloser, moderner zu sein als die unsrigen. Das Mittelalter ist nicht gar so mittelalterlich und die Neuzeit nicht gar so neu. Jedenfalls aber gehören auch unsere Ahnen zu uns und in dem Schatze des modernen Lebens wollen wir nicht auf das verzichten, was uns jene vererbt haben. Im Gegenteil, es scheint mir, als ob wir es uns zu eigenem Schaden noch lange nicht genug angeeignet hätten. Die zeitlich entfernten Jahrhunderte unserer Geschichte sind Provinzen und Kolonien, die wir ebenso getreu wahren müssen, wie die geographisch entfernten Gaue. Sie sind auch miteinbegriffen, wenn wir sagen: Das ganze Deutschland soll es sein. Wir wären das Gegenteil von ‚Mehrern des Reichs', wenn wir das Reich erst mit etwa dem 16. Jahrhundert anfingen. Nein, Leopold lehrt uns unmittelbar praktische Politik. Er lehrt uns in einer Reihe von Beispielen das Prinzip des Evangeliums: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist! Er lehrt, daß ein Reich nicht nur durch Gesetze, durch Verträge, sondern viel mehr noch durch Frömmigkeit regiert und gemehrt wird; eine Lehre übrigens der ganzen Weltgeschichte, der heidnischen wie der christlichen. 'Und gerade in diesem Punkt ist unsere moderne Kultur am unbelehrtesten, am barbarischesten selbst den Römern und Griechen gegenüber.

Damit hängt aber drittens auch noch eine ästhetische Seite meiner Aufgabe zusammen, und ich gestehe, daß sie mich nicht zum mindesten zu meiner sonst etwas spröden Arbeit hingelockt hat. Unsere Helden und Heroen sollen sichtbar glänzend unter uns wandeln, wie etwa ein Theseus unter den spätesten Athenern. Wohl gehört auch die Geschichtschreibung zur Kunst; aber das genügt nicht. Ich möchte unseren Heroen auch Lyriker erwecken, die sie in Hymnen besingen, Epiker, die ihnen Rhapsodien weben, Dramatiker, die sie uns lebend vor Augen stellen, Musiker, die sie zum Stoff des Oratoriums machen. Ich möchte ihnen Maler erwecken und Bildhauer, denen ihre Gestalten so im Traume erscheinen, wie sich dessen Phidias und Parrhasios rühmte. Und was schließlich die Architektur, die Königin und Versammlerin der bildenden Künste, betrifft, so will ich zum so und sovielten Male darauf hinweisen, daß die Wohnung unseres Landesheiligen, sein Haus, seine Burg auf dem Kahlenberg, wohl nicht so wüste und gespenstisch daliegt, wie jene Leipziger Dialogisten aus dem Jahr 1730 übertreibend behaupteten, daß sie aber nicht in der seinem Andenken würdigen Weise sich zeigt. Die Wartburg der hl. Elisabeth, des Sängerkriegs, Luthers ist glänzend erneuert und ausgeschmückt worden. Am Rhein erhebt sich Jahr für Jahr eine Burgruine nach der andern zu neuem Glanz und Leben. In unseren Gauen haben wir das Beispiel von Kreuzenstein und neuerdings von Liechtenstein bei Mödling. Von anderen Plänen wird gesprochen. Soll da die Wohnung unseres vaterländischesten Heiligen zurückstehen? Es wäre ein großes, ein zeitgemäßes Problem, diese Wartburg an der Donau, die Stätte, wo Walther von der Vogelweide singen lernte und sang, als eine Ruhmeshalle heimischer Größe erstehen zu lassen, als ein stolzes, ein dauerndes Denkmal des geistigen, des religiösen Aufschwungs unserer Tage. Der Zustand der Reste, der romanische Stil legt der modernen Phantasie weniger Schranken auf. Eine ganze Künstlergeneration könnte da edlern, lebendigern Aufgaben zugeführt werden als denen einer toten Museumskunst. Das sind Aufgaben, wie sie den Griechen vorschwebten. Was wir dagegen treiben, sind pure Nichtig-

keiten. Gerne möchte ich durch meine unzulängliche Arbeit zu einer solchen würdigen den Anstoß gegeben haben. Gerne möchte ich dazu beitragen, daß jenes feierliche und nicht nur für den Augenblick gemeinte Gelübde des Kaisers Leopold I. vom Jahre 1693 in seiner ganzen Bedeutung und noch darüber hinaus erfüllt werde.

Es wird freilich manchem naiv scheinen, wenn die Menschen des 15. Jahrhunderts ihre Leiden dem nicht genügend gepflegten Andenken Leopolds zuschrieben. Aber es hat eine tiefere, eine praktische, eine vernünftige und eine handgreifliche Bedeutung. Und auch ich möchte gerne den Kern dieser Betrachtungen in die Worte zusammenfassen: Ja, heiliger Leopold, wohne wieder unter uns!



Siegel des hl. Leopold.

Anmerkungen.

Die folgenden kurzen Anmerkungen sollen durchaus nicht die gesamten Quellennachweise bieten — diese sind aus den am Schluß der Darstellung zitierten Bearbeitungen leicht zu ersehen —; sie wollen nur auf nebensächliche und abliegende Punkte hinweisen, hie und da auch die Verantwortung für zweifelhafte Aufstellungen verteilen.

1. (Seite 3.) Grimm, Deutsche Sagen II, 136. Für den Zusammenhang des durch Bischof Piligrim besorgten lateinischen Nibelungenliedes mit der Kolonisation Österreichs (Seite 4) möchte ich nun auch auf mein inzwischen erschienenes ‚Deutsches Götter- und Heldenbuch', Band VI, S. 9 f. verweisen. Meine starke Betonung der Generationen habe ich in einer besonderen Schrift zu begründen gesucht: ‚Die Weltgeschichte nach Menschenaltern. Eine universalhistorische Übersicht. Wien 1903.' — ‚Enikels Fürstenbuch aus Österreich', nun in den ‚Monumenta' ausgezeichnet ediert, habe ich für weitere Kreise zu erneuern gesucht: Wien 1893, Deutsch-österreichische Nationalbibliothek.

2. (Seite 18.) Hieron. Pez, Historia S. Leopoldi p. 24.

3. (Seite 18.) J. F. Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstiftes Melk. 1867. I, 214. — Das Kloster Isenburg im ‚Rosengarten' (S. 19) könnte auch Eisenstadt in Ungarn sein, wo Stephan der Heilige ein Capitulum ecclesiae Sancti Michaelis de Castro ferreo gestiftet hat als Ergänzung des Kapitels von Raab.

4. (Seite 24.) Keiblinger, Geschichte von Melk I, 201.

5. (Seite 26.) Keiblinger I, 188 f. Der Kodex, in welchem diese Inschriften aufgezeichnet sind, ist kein anderer als der der berühmten Melker Annalen. Seite 26, Zeile 11 ist als richtiger Todestag 12. Oktober einzusetzen.

6. (Seite 38.) Joh. Wendrinsky in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich XII (1878).

7. (Seite 38.) Ambros Heller in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich IX, 114.

8. (Seite 39.) A. Mayer in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich XII (1878), 211 ff.

9. (Seite 40.) A. Heller, a. a. O. Seite 123 ff.

10. (Seite 49.) Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 1875, S. 124 f. — Ähnliche Gründungssagen sind wohl unzählbar und unkontrollierbar, wie ich mich, eben mit einer deutschen Sagengeschichte beschäftigt, immer mehr überzeugt habe. All diese Sagen zerfallen in zwei Typen: nach dem einen Typus wird absichtlich etwas fortgeworfen, um den Platz zur Gründung eines Bauwerkes dadurch zu bestimmen, so eine Hacke, ein Speer, ein Pfeil wird abgeschossen, ein Handschuh in den Sturmwind geworfen, oder es wird ein Ochsengespann sich selber überlassen. Nach dem zweiten Typus

wird das Bauwerk dort errichtet, wo ein zufällig verlorener oder verwehter Gegenstand entweder zufällig oder nach langem Suchen oder nach geschehenem Gelübde gefunden wird. Gewiß ist die Mehrzahl dieser Erzählungen legendarisch, mythisch, Erzeugnis der Phantasie, aber gewiß wird sich auch von einem Teil dieser Geschichten annehmen lassen, daß sie sich wirklich ereignet haben; denn ein Vorgang, der so stark und so häufig die Phantasie, die fabulierende Erzählung, die Poesie angeregt hat, wird gewiß auch oft den Entschluß jener phantasievollen Seelen angeregt haben, das in der Tat auszuführen, was sie so oft und gern von anderen erzählen hörten. Für unsern Fall vermißt der Kritiker allerdings ein gleichzeitiges Zeugnis.

11. (S. 50.) Meiller, Regesten S. 208.

12. (S. 52.) Pez, Scriptores rer. Austr. II, 12.

13. (S. 53.) Juritsch, Geschichte der Babenberger S. 124.

14. (S. 54.) Keiblinger, Melk I, 227.

15. (S. 56.) Pez, Historia s. Leop. p. 63.

16. (S. 66.) Meiller, Regesten S. 14 ff.

17. (S. 80.) Meiller, Regesten S. 18 ff., Nr. 42—49.

18. (S. 80.) Meiller, Regesten S. 28 Nr. 24.

19. (S. 89.) Meiller, Reg., Anm. 152.

20. (S. 90.) Annales Erpesfurtenses. Mon. Germ. VIII, 541.

21. (S. 90.) VII, 21.

22. (S. 92.) Beiträge zur Kulturgeschichte Österreichs in der Zeit Leopolds des Heiligen. Blätter des Vereins für Landeskunde 1875.

23. (S. 92.) A. Heller, a. a. O.; ihm folge ich auch im weiteren durchaus.

24. (S. 94.) Vita beati Bertoldi, bei Pez, Scriptores II, 36.

25. (S. 100.) Riezler, Forschungen zur deutschen Geschichte XVIII, 547 ff.

26. (S. 108.) Für diese Ansicht zitiert unser Autor: I. Corinth. 6, 3: Nescitis, quoniam Angelos iudicabimus? quanto magis saecularia?

27. (S. 114.) Historia s. Leopoldi 110.

Zur Bibliographie des Heiligen sind noch folgende Schriften nachzutragen: Sam. Burette, B. Leopoldi Austriae principis gesta sacropolitica, et Guillelmi. Duaci 1653, 12°. — Fabricius Bibl. med. aevi 1735 IV, 794—95. — Graesse, Trésor IV, 168; V, 14; VII, 411. — Paul Hansiz, Vita et gesta Leopoldi; Viennae 16 . . 12°. — Surius, Vitae Ss. 1618 XI, 354—59. — Balthasar Polzmann, Historiae de festo et translatione D. Leopoldi marchionis Austriae; Viennae 1591. — Frommes Hof-Leben deß Heiligen Leopoldi weyland glorreichen Marggraffens in Oesterreich mit dem Zunahm des Frommen, kürtzlich verfasset, Wienn, zu finden bei Frantz Christoph Wilhelm 1719. — Dasselbe, Wien, bey Gregorio Kurtzböck 1742. — Lorenz Lang, Der heilige Leopold, Reutlingen 1835. — Joh. Emmanuel Veith, Das Fest des heiligen Leopold; Wien 1834. — Veith, Vaterlandsliebe und Nächstenliebe (Leopoldi-Predigt); Wien 1856. — Tafelbilder aus dem Museum des Stiftes Klosterneuburg von Karl Drexler und Camillo List; Wien, Gerlach und Schenk.

Zur Ikonographie erwähne ich noch, ohne im mindesten Vollständigkeit anzustreben, eine Statuette in der silbernen Kapelle an der Hofkirche zu Innsbruck über dem Grabmal des Erzherzogs Ferdinand, die Bilder am Stammbaum der Babenberger in Klosterneuburg, alte und neuere Ölbilder daselbst, auf dem Leopoldsberg und in der Pfarrkirche zu Hitzing, die Statue auf dem St. Leopoldsaltar in Klosterneuburg, eine zweite Statue vor der Leopoldskirche in der Leopoldstadt, eine Statue über der Türe der Heiligenkreuzeskirche und eine an der Dreifaltigkeitssäule, einen kostbaren alten Gobelin daselbst. Die älteste Statuette des Heiligen ist nach einer Mitteilung von Prof. Dr. A. Neumann die am großen Kaiser Friedrichsdenkmal zu St. Stephan

in Wien. Nach Ogessers Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan (1779) S. 107 befand sich zu seiner Zeit im Domschatz eine Herme des Heiligen vom Jahre 1641 im Auftrag des Stadtmagistrats verfertigt. Ein dem Holbein zugeschriebenes Gemälde, das sich im kaiserlichen Museum befinden soll, war nicht zu konstatieren. In der Sammlung des Herrn Regierungsrates Rudolf von Höfken, Wien, befindet sich ein schöner Stich des Schleierwunders mit reicher Landschaft (W. Baur inv., Melchior Kürell fec.), sowie eine vorzügliche Miniatur auf Pergament, die den Heiligen mit den charakteristischen Zügen des Kaisers Leopold I. darstellt. Unübersehbar groß ist die Anzahl der Leopoldspfennige (Appel, Repertorium zur Münzenkunde I).



Leopoldpfennig.

Zur Ikonographie St. Leopolds.

Die einzigen zeitgenössischen Darstellungen des hl. Leopold finden sich, wie es scheint, auf den Reitersiegeln des Markgrafen; sie lassen, dem Zeitcharakter entsprechend, nur die Ausrüstung, d. h. Helm, Schild, Lanze bezw. Fahne und Panzer desselben, nicht aber die Gesichtszüge erkennen.

Erst aus dem XIII. Jahrhundert besitzen wir ikonische Denkmäler, welche uns zeigen, wie man sich damals den Heiligen vorstellte. Es sind Glasgemälde aus den Stiften Klosterneuburg und Heiligenkreuz, welche uns einen jugendlichen Fürsten in ganz kurzem Bart, angetan mit der Markgrafen- bezw. Herzogstracht, vor Augen führen.

Die Attribute Leopolds sind eine oder zwei Kirchen, in den Händen getragen, oder aber zwei Brotkörbe, die er den Armen darreicht. Als typische Beigabe fast aller Bilder muß die Kirche, welche den Herzog als Stifter charakterisiert, bezeichnet werden. Die Tracht besteht in der Regel im Herzogshut, dem pelzgefütterten Mantel, später dem Pelzkragen mit der goldenen Halskette darüber, ferner in Schwert, Schild und Fahne. Als Wappenbild, das auf den letztern Gegenständen häufig auftritt, finden wir bald die fünf Adler, bald die österreichische Binde und die fünf Adler (erstere im ersten und vierten Feld, letztere im zweiten und dritten Quartier), bald vier verschiedene Felder, deren erstes die fünf Adler, das zweite den gekrönten Löwen, das dritte die Binde, das vierte drei Löwen enthält.

Auf einzelnen Gemälden ist St. Leopold auf der Jagd dargestellt; die himmlische Erscheinung und der Schleier Mariä sind in solchen Bildern zu sehen.

Seit dem XV. Jahrhundert pflegt die bildende Kunst den Heiligen in vorgerückterem Alter, d. h. mit langem Vollbart darzustellen; man vergleiche die Miniatur des kunsthistorischen Museums in Wien, die Holzschnitte nach Leonhard Beck und von Albrecht Dürer.
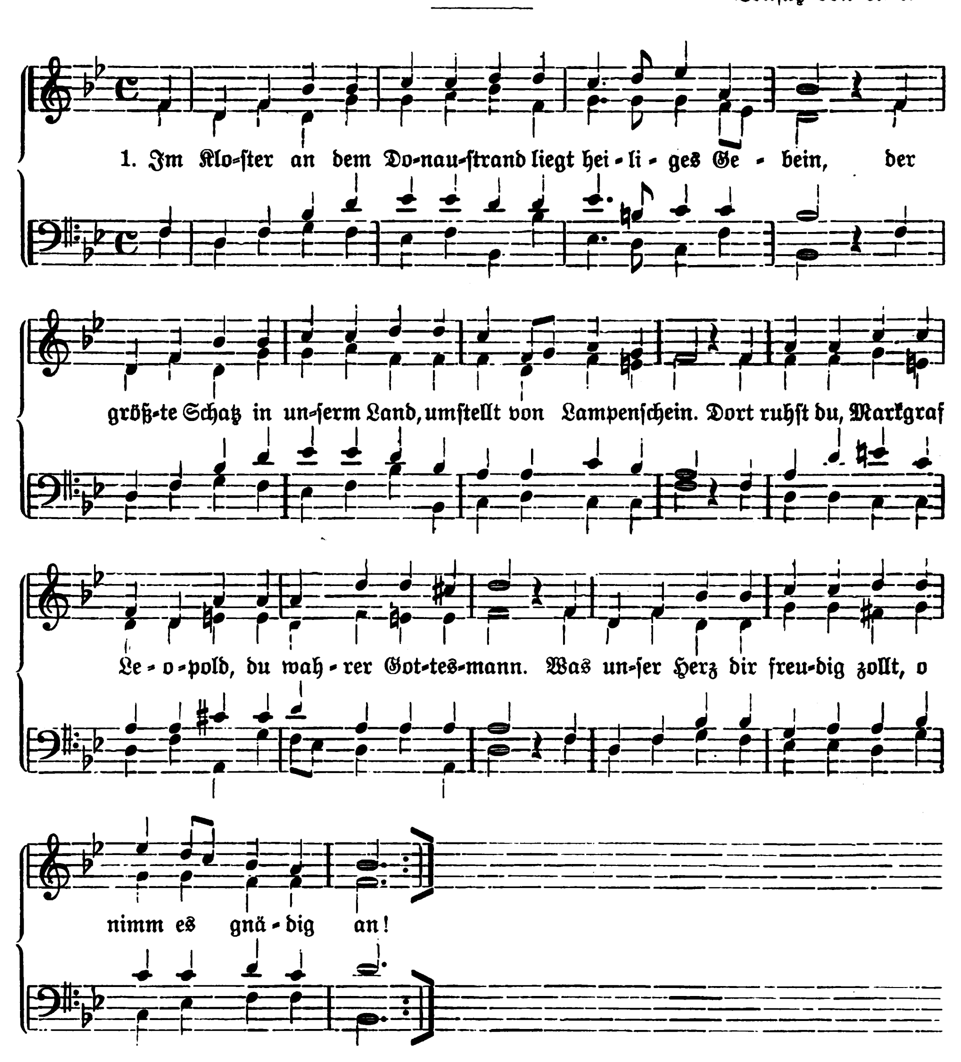
Neben dem Markgrafen erscheint bald seine Gattin Agnes, bald sein Gefolge, bald Arme, denen er Brot spendet, bald die Geistlichen, die er in seine Stiftungen einführt.

Basel. **E. A. Stückelberg.**



Altes Lied zu Ehren des heiligen Leopold.

Tonsatz von R. K.



2.

Du warst ein Fürst nach Gottes Wort,
Gerecht und weis und gut;
Die Tugend war dein Ziel, dein Hort,
Drum war auch groß dein Mut.

Du warst so fromm, du warst so mild,
Voll Sanftmut und voll Ruh',
Des wahren Christen treues Bild;
Laß werden uns wie du!

3.

Du trugst dein Glück mit klugem Maß,
Dein Unglück mit Geduld;
Und dientest Gott ohn' Unterlaß,
Und straftest jede Schuld.
Du hingst so fest, so inniglich
An Roms geweihtem Thron,
Drum nannt' auch stets die Kirche dich
Sankt Petri liebsten Sohn.

4.

Und da du fromm dein Haupt geneigt,
Durchbohrt vom Todespfeil,
Da hatten Wunder klar gezeigt,
Daß du noch lebst zum Heil.
Du lebst als Oestreichs Schutzpatron
Und hilfst uns mit Gebet,
Wenn unser Geist zu Gottes Thron
Um wahre Tugend fleht.

5.

O bitt' für uns bei Gott dem Herrn!
Verlaß in Not uns nicht,
Und halte jeden Feind uns fern,
Der unsre Seel' anficht!
Schirm' unser schönes Vaterland,
Du ruhst ja selbst darin,
Und führ' uns einst an deiner Hand
Zur wahren Heimat hin!

